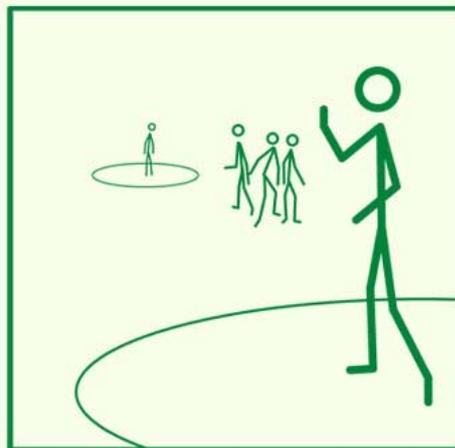
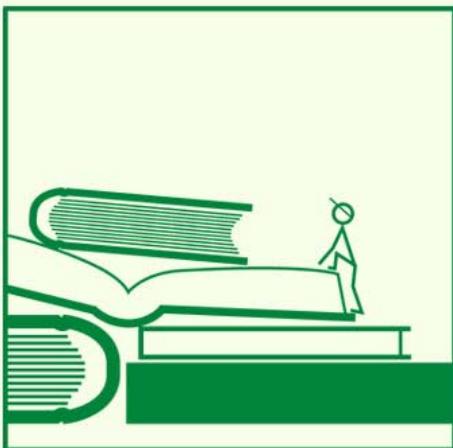
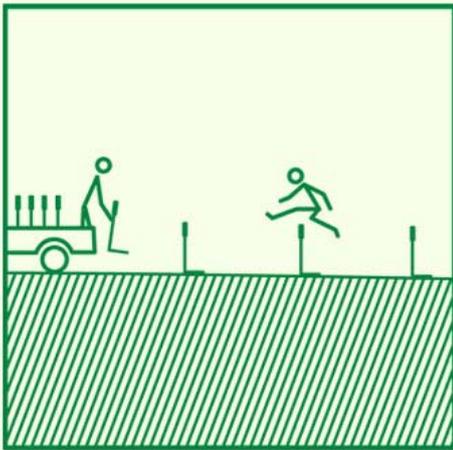


Herkunft als Schicksal?

Hürdenlauf zur Inklusion

DOSSIER



Impressum

Herausgeber

Heinrich-Böll-Stiftung
Schumannstraße 8
10117 Berlin
www.boell.de

Das Online-Dossier wurde veröffentlicht auf www.migration-boell.de im Dezember 2009.

Direktlink: http://www.migration-boell.de/web/integration/47_2325.asp

V.i.S.d.P. Olga Drossou, MID-Redaktion, Heinrich-Böll-Stiftung

Dossier-Redaktion: Filiz Keküllüoglu und Mohamed Amjahid

Grafiken: Johannes Leidenberger



Das gesamte Dossier und die einzelnen Beiträge stehen unter einer [Creative Commons Lizenz](http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/).
Sie dürfen verbreitet, vervielfältigt oder öffentlich zugänglich gemacht werden unter folgenden Bedingungen:

- **Namensnennung** – Sie müssen den Namen des Autors/der Autorin und des Rechteinhabers (Heinrich-Böll-Stiftung) sowie die URL des Werks (Direktlink) nennen.
- **Keine kommerzielle Nutzung** - Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.
- **Weitergabe unter gleichen Bedingungen** - Wenn Sie das lizenzierte Werk verändern, dürfen Sie die daraufhin neu entstandenen Werke nur unter Verwendung von identischen oder vergleichbaren Lizenzbedingungen weitergeben.

Abweichungen von diesen Bedingungen bedürfen der Genehmigung des Rechteinhabers.

Kontakt: MID-redaktion@boell.de

Lesen Sie den ausführlichen Lizenzvertrag unter
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>

Inhalt

Vorwort	4
I Herkunft als Barriere	5
MOHAMED AMJAHID Neue Diversität für den Aufstieg, bitte! Ein Plädoyer für Barrierefreiheit in den Köpfen	6
LALON SANDER Der Rassismus des Migrationshintergrunds	8
AGNES KROL Weiße Deutsche und türkische Machos Tautologien für die Mehrheitsgesellschaft	10
YULIA LOKSHINA Die Gefühle der Gesellschaft – Interview mit Maurizio Bach	12
II Bildung als Hürdenlauf	15
GABRIEL HENSCHKE Vielfalt im Klassenzimmer – Vielfalt im Lehrerzimmer Portrait der Lehrerin Sofia Ztaliou	16
PAYAM GHALEHDAR Soziale Integration migrantischer Studierender an Universitäten	18
KATHARINA DITTE „Man musste sich durchbeißen“ – Interview mit Engin Sakal	20
REGINE SCHWAB Noch (lange) nicht gleichauf – Über Bildungschancen junger Migrantinnen	22
SHIDA BAZYAR (Kurz-)Geschichte eines Wiedersehens	24
RADHIKA NATARAJAN Die Flucht ergreifen, die Initiative aber auch	26
WEIXIN ZHA Wie sie kamen und blieben.	28
III Hürden über Hürden	30
FILIZ KEKÜLLÜOĞLU Von der Duldung zur Staatsbürgerschaft	31
DANA DE LA FONTAINE Umweltbildung von und für MigrantInnen - Interview mit Turgut Altug	33
MARSIDA LLUCA Der Hürdenläufer	35
FLORIAN TENK Tankstelle Wissen – Wie Migration Entwicklung fördert	37
YUE ZHANG Erfolgreiche FußballspielerInnen	39
RAFFAELE NOSTITZ Vom Suchen und Finden der Heimat	42
LUDMILLA KHODAI Lebensgeschichte eines Hürdenläufers	44
DOSSIER Hürdenlauf zur Inklusion	3

Vorwort

Viel Wut und Unverständnis haben sich angesammelt: Wenn es um „Ausländer“ geht, kochen die Emotionen hoch, wie neulich anlässlich des Schweizer Minarettverbots oder Thilo Sarrazins Auslassungen. In den immerwährenden Diskussionen um Inklusion und Integration der MigrantInnen in Deutschland haben sich über die Jahre Gräben aufgetan, die es zu schließen gilt, bevor sie unüberwindbar werden.

MigrantInnen gelten weithin als Menschen, die ungebildet und kriminell sind, den Staat schröpfen, nur Probleme machen, viele Kinder in die Welt setzen und natürlich in Berlin-Neukölln wohnen. Sie sind es, die der „Bild“ und dem Privatfernsehen genügend Storys für die Unterhaltung, Belehrung und Abgrenzung breiter Bevölkerungsschichten liefern.

Besonders junge MigrantInnen in der zweiten und dritten Generation werden als Problem wahrgenommen: entweder sind sie vorbildlich assimiliert und unsichtbar oder sie gelten als Störfälle. Doch wie realitätsnah sind Befunde, die einem Großteil von ihnen Integrationsunwilligkeit, ja Verweigerung unterstellen? Wie weit werden ihre Lebenswirklichkeit zur Kenntnis genommen und ihre Hoffnungen und Anstrengungen gewürdigt? Warum bedeutet die Herkunft, der "Migrationshintergrund", in Deutschland eine so schwer zu überwindende Barriere, die nur zu oft den Traum der jungen MigrantInnen nach sozialem Aufstieg zur Illusion werden lässt?

In diesem Dossier setzen sich junge Menschen – mit und ohne Migrationshintergrund – mit den Konstruktionen, verallgemeinernden und exotisierenden Vorurteilen gegen MigrantInnen auseinander, die den gesellschaftlichen Diskurs bestimmen. Die AutorInnen, alle derzeit StipendiatInnen der Heinrich-Böll-Stiftung, bringen – mal empört und provokativ, mal beschreibend und empathisch – ihre Haltung zum polarisierenden

Olga Drossou
Heinrich-Böll-Stiftung

Diskurs über „In- und Ausländer“ zum Ausdruck und zeigen, dass und wie es auch anders geht. Ihre Geschichten sind geprägt von ihren eigenen Erfahrungen aus ihrem Leben in Deutschland oder ihren Einblicken in das Leben der „Anderen“.

Ihre Analysen, Interviews, Portraits oder Erzählungen in den drei Rubriken legen den Finger in manche Wunde unserer Gesellschaft - so die Hürden und Blockaden, die MigrantInnen von der gleichberechtigten Teilhabe abhalten und ihren sozialen Aufstieg behindern.

- Die Aussagen des ehemaligen Berliner Finanzsenators Thilo Sarrazin zu MigrantInnen in Berlin dienen für die AutorInnen in der Rubrik **„Migrationshintergrund als Barriere“** als Steilvorlage für eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit Begriffen und Zuständen: Ist schon allein die Terminologie „Migrant“ diskriminierend? Und wie wirkt sich die ganze Debatte auf die Lebenswirklichkeiten der Betroffenen aus?
- Die Beiträge im zweiten Teil **„Bildung als Hürdenlauf“** beschäftigen sich mit der Schlüsselrolle von Bildung für den sozialen Aufstieg von jungen Menschen: Inwieweit finden junge MigrantInnen Unterstützung in den Bildungsinstitutionen auf ihrem Lebensweg und wo werden sie eher behindert? Haben alle die gleichen Bildungschancen?
- Der Abschnitt **„Hürden über Hürden“** enthält Lebensläufe und Geschichten von Hürdenläufern, die es nicht leicht hatten, ihre Ziele zu erreichen. Diese Beispiele verdeutlichen, dass es nicht selbstverständlich ist als Mensch mit Migrationshintergrund in Deutschland erfolgreich zu sein.

Dieses Dossier will als Aufruf zum Umdenken in der Sache dienen: Sehen wir die Menschen wie sie sind: Menschen, die ihre Chancen ergreifen wollen und die Chancen verdienen.

Filiz Keküllüoğlu und Mohamed Amjahid
Dossier-Redaktion

I Herkunft als Barriere

Immigranten, Menschen mit Migrationshintergrund, Ausländer, Neu-Deutsche oder einfach alles Quatsch? Unserer Gesellschaft scheint es wichtig zu sein, Deutsch-Deutsche von Nicht-Deutsch-Deutschen zu unterscheiden. Ist es denn überhaupt so wichtig? Wenn ja, wie sollte diese Unterscheidung erfolgen? Klar ist, dass Pauschalisierungen und Generalisierungen wie die von Thilo Sarrazin in seinem viel diskutierten Interview in der Kulturzeitschrift *Lettre Internationale* nichts zur demokratischen und friedlichen Lösung von Problemen beitragen. Sie generalisieren und stigmatisieren.

Die AutorInnen dieser Rubrik sind sich dessen bewusst, weshalb sie nach Ursachen, aber auch nach Lösungen für einen anderen Umgang miteinander suchen. Warum wirken die Stereotype über „Ausländer“ so stark und was sollte in der Zukunft verändert werden? Und sehr wichtig: Welche Auswirkungen haben solche Debatten auf die Betroffenen selber? Muss denn Herkunft Schicksal sein?

- **Mohamed Amjahid** fordert die Dekonstruktion des negativ besetzten Ausländerbegriffs und plädiert für eine individuelle Chance für alle Menschen - unabhängig von sekundären Kategorien wie Hautfarbe, Muttersprache oder Kulturkreis.
- Am weitesten geht **Lalon Sander** in seiner Argumentation. Er fordert die Aufhebung des „rassistischen Migrationshintergrunds“.

- **Agnes Krol** deckt anhand mehrerer aktueller Beispiele „Tautologien für die Mehrheitsgesellschaft“ auf und arbeitet heraus, dass die Bezeichnung „Menschen mit Migrationshintergrund“ sich nicht auf alle „Menschen mit Migrationshintergrund“ bezieht.
- **Yulia Lokshina** diskutiert in einem Interview mit dem Soziologieprofessor Maurizio Bach über Integrationshemmnisse und -barrieren.



Mohamed Amjahid

Neue Diversität für den Aufstieg, bitte! Ein Plädoyer für Barrierefreiheit in den Köpfen

Eine multikulturelle Gemeinschaft wird es nur geben, wenn sich alle bewegen: pathetisch, notwendig, wahr. Dabei haben die MigrantInnen den längsten Weg und die Deutschen die Pflicht, die tiefen Schlaglöcher zu ebneten, die sie teilweise selbst gegraben haben.

87 Prozent für Thilo – ein schlechtes Zeichen

Als Thilo Sarrazin, Berliner Ex-Finanzsenator und Vorstandmitglied der Bundesbank, in der Kulturzeitschrift *Lettre International* eindeutig ein migrationsbedingtes Untergangsszenario der Hauptstadt heraufbeschwor, kam die ganze Wucht des gesellschaftlichen Vakuums in Sachen „Ausländerfrage“ zum Vorschein. Dieses Vakuum ist entstanden, weil viele anscheinend die sarrazinische Meinung teilen, ohne sie äußern zu können.

Sarrazin skizziert die Katastrophe so: „Die Türken erobern Deutschland genauso, wie die Kosovaren das Kosovo erobert haben: durch eine höhere Geburtenrate. Das würde mir gefallen, wenn es osteuropäische Juden wären, mit einem 15 Prozent höheren IQ als dem der deutschen Bevölkerung.“ Mit dieser Aussage beleidigt er gleichermaßen Deutsche, Türken, Kosovaren und Juden. Im Dritten Reich wurden Juden nämlich nicht nur als eine unmenschliche Ansteckungsgefahr gesehen, gleichzeitig waren sie in den Augen der Nationalsozialisten eine übermenschliche Bedrohung, die die Weltherrschaft an sich reißen wollte. Eine Bedrohung mit höherem IQ. In dem ausdrücklich autorisierten (und von der Pressestelle der Bundesbank genehmigten) Interview bedient Sarrazin bewusst alte Klischees. Er ist freilich als Mann der überspitzten Formulierungen bekannt. Oft sieht es so aus, als würde er erst reden und dann denken. Es ist nichtsdestotrotz alarmierend, dass 87 Prozent der LeserInnen der Bildzeitung in einer Blitzumfrage seiner Aussage vollkommen zustimmen.

Auf die türkisch-stämmigen BürgerInnen in Deutschland beschränkt, sprechen die Zahlen nicht für gelungene Integration. Laut der [Sinus-Studie 2009](#) sind demnach mehr als 46 Prozent „der Türken“ in Deutschland von mangelnder Integration betroffen oder Integrationsverweigerer, je nachdem wie man es betrachtet. Eine Diskussion über den Status quo ist wichtig und richtig, aber nicht im Sarrazin-Stil. Effektiver ist vielmehr die Frage

nach den Gründen dieser sozialen und kulturellen Benachteiligung. Statistisch gesehen landen türkische Jugendliche im Schnitt häufiger im Gefängnis und unter ihnen findet sich die größte Zahl an Schulabbrechern. Für den vietnamesischen Nachwuchs in Deutschland sieht die Zukunft dagegen rosiger aus: Sie machen häufiger Abitur als ihre deutschen Freunde, arbeiten härter und die meisten leben strikt aufstiegsorientiert.

Warum entwickelt sich das Gros der Vietnamesen in der zweiten und dritten Generation anders als die TürkenInnen in Deutschland? Liegt es wirklich am Vor- und Nachnamen, an der Anatomie, am Herkunftsland oder an der Religion? Eine Frage, die so schnell kaum eine Antwort finden wird.

Vogelperspektive auf das Labyrinth kann ein erster Schritt sein

Die Probleme sind vielmehr im Konstrukt zu suchen, das sich über Jahrzehnte seit dem deutschen Wirtschaftswunder in den Köpfen aufgebaut hat. Erst jetzt, wo Deutschland keinen Bedarf an niedrig qualifizierten FließbandarbeiterInnen aus Ostanatolien, dem Maghreb, Süd- und Osteuropa hat, entfaltet sich die Wirkung dieses konstruktivistischen Gebildes. Ausländer gleich Problem, lautet demnach die Formel.

Inklusion kann ohne die selbstverständliche Grundvoraussetzung des Zugeständnisses einer individuellen Chance nicht realisiert werden. Der Begriff „Ausländer“ hat sich als Synonym für Sozialschmarotzer, Problemfall, als anderes Wort für fremd und bedrohlich entwickelt. In Deutschland und anderen europäischen Staaten wird sich diese Tendenz mit einer weiteren Polarisierung im gesellschaftspolitischen Diskurs weiter verstärken. Ein Nebeneinander von Bevölkerungsgruppen mit verschiedenen Hintergründen, wie sie in den USA herrscht, hat sich auch hier zu Lande etabliert. Schon heute haben MigrantInnen institutionalisierte Lebensläufe, so wie es bei der dualistisch erfundenen Arbeitsteilung von Männern und Frauen häufig der Fall ist. Diese Pfadabhängigkeit, der man wegen der Herkunft der Eltern, dem Namen, der Hautfarbe, der Sprache und der ausgelebten Alltagskultur unterworfen ist, verzerrt die Startbedingungen in der kapitalistischen Ge-

sellschaft. Befänden wir uns gedankenspielerisch im wirtschaftlichen Wettbewerb, müsste die Kartellbehörde längst eingreifen.

„Ausländer“, die von dieser pessimistischen Lebensprognose im positiven Sinne abweichen, werden als anormal und außergewöhnlich angesehen. Der wissenschaftliche Diskurs ist da nicht viel besser, das Wort „Migrant“ oder die Formulierung „X mit Migrationshintergrund“ werden meist in einem negativen Kontext genutzt. Die oben erwähnte Sinus-Studie kommt zum Beispiel zu einem positiven Schluss, was Integrationsbemühungen auf allen Seiten angeht. Im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs wurde Sie allerdings oft als Beweis für das Scheitern von „Multikulti“ instrumentalisiert.

Die Ebene der Startvoraussetzungen ist eine erste; wie das einzelne, betroffene Individuum darauf reagiert, eine zweite analytische Stufe. Flüchtet es in seine eigene Kultur auf der Suche nach Identität? Ist das der Anfang von parallelen Lebensgemeinschaften in der Mehrheitsgesellschaft? Bei einigen entfaltet sich ein gewisses kriminelles Potenzial, bei anderen löst es demonstrative Inklusionsverweigerung aus, bei einer dritten Gruppe aktivieren diese Hindernisse qua Herkunft einen unerschöpflichen Ehrgeiz aufzusteigen: nach dem Motto „jetzt erst recht“.

Eine Veränderung des Status quo könnte demnach auf zwei Handlungsebenen vollzogen werden: Einerseits muss die stereotypisierende Vorstellung eines „Ausländers“ im kollektiven Gedächtnis verändert werden. Die Türken sind nicht nur Gemüseverkäufer, wie Thilo Sarrazin behauptet, sie verkaufen auch Kleidung und Schmuck. Sie arbeiten in Schulen und Krankenhäusern. Sie leben den europäischen Traum vom Orient. Sie assimilieren sich. Sie sind auch schwul, lesbisch und transgender. Sie begehen Straftaten, konsumieren,

bekommen Kinder, lesen gerne und machen ihren Führerschein: Sie sind BürgerInnen Deutschlands.

Die zweite Handlungsebene liegt dagegen bei den MigrantInnen und Deutschen mit Zuwanderungsgeschichte selbst, und zwar in Form einer intersubjektiven Validierung der angebotenen Ausgangssituation. Intersubjektive Validierung bedeutet hier eine individuelle Analyse normativer Vorgaben und der damit verbundenen Reaktion. Mit anderen Worten kann der „Ausländer“ sich aussuchen, wie er diesen Vorurteilen entgegnet. Zwar sind beide Prozesse, nicht strikt kausal zu betrachten, eher bilden sie einflussreiche, sich gegenseitig bedingende Faktoren. Es ist dennoch eine klare zeitliche Reihenfolge erkennbar: Vorurteil vor Validierung. Die geschaffenen Voraussetzungen haben mindestens einen negativen Effekt auf die Interaktion der MigrantInnen mit ihrem Umfeld. Dazu gehören die Barrieren in den Köpfen, wie die Barrieren im Alltag: Ghettoa, Ausländerschulen, Arbeitslosigkeit.

Der MigrantInnenbegriff, egal welche Silben und Wörter dafür verwendet werden, muss dekonstruiert und neu definiert werden. „Ausländer“ kann demnach Misserfolg oder Erfolg bedeuten und neue „Skills“ werden in den Fokus genommen. „Ausländer“ spielt dann am besten keine signifikante Rolle in der Schule, bei Bewerbungen und in der Öffentlichkeit. In einem zweiten Schritt können gesamtgesellschaftlich Gemüseverkäufer, Sozialschmarotzer, Aufsteiger und akademische „Elite“ aussortiert, gruppiert und bei Bedarf bearbeitet werden. Dann würde selbst ein Thilo Sarrazin als neuer deutscher Integrationsbeauftragter rein gar nichts ausmachen.

Mohamed Amjahid, 21, ist Student der Politikwissenschaften an der Freien Universität Berlin. Sein Berufsziel ist der Qualitätsjournalismus. Er ist Stipendiat im Programm "Medienvielfalt, anders" der Heinrich-Böll-Stiftung.

Lalon Sander

Der Rassismus des Migrationshintergrunds

Am 1. Juli 2009 erstach im Dresdner Landgericht ein deutscher Mann mit einem Küchenmesser eine ägyptische Frau. Die Tat gilt als der erste islamfeindliche Mord in Deutschland, vermutlich weil es der erste ist, bei dem der Täter seine rassistische Einstellung so offen äußerte: Zuvor hatte er sein Opfer als ‚Islamistin‘ und ‚Terroristin‘ beschimpft und Nichteuropäern und Muslimen ein Lebensrecht in Deutschland abgesprochen.

Ein klarer Fall, doch diese Geschichte kann man auch anders erzählen: Bei beiden Menschen handelt es sich nämlich um Menschen mit Migrationshintergrund. Sie, das Opfer, war ägyptische Staatsbürgerin, die auf Dauer in der Bundesrepublik Deutschland lebte; Er, der Täter, war Spätaussiedler, deutscher Staatsbürger, aber erst vor wenigen Jahren aus Russland in die Bundesrepublik gezogen. Sie hatte in Alexandria Pharmazie studiert und arbeitete entsprechend in einer Dresdner Apotheke, ihr Sohn ging in den Kindergarten nebenan – immerhin war sie so integriert, dass sie von ihrem Recht Gebrauch machte und ihren späteren Mörder anzeigte, als er sie beschimpfte. Er hingegen war in seinem Übergangwohnheim schon ‚problematisch‘ aufgefallen, war arbeitslos und hatte schon mehrmals Menschen mit einem Messer bedroht. Gut integriert versus schlecht integriert. Guter Migrant, schlechter Migrant.

Man kann diese Geschichte auch ein drittes Mal erzählen und sie von ihren rassistischen Untertönen säubern. Denn eigentlich hat der Mord an der Apothekerin nichts mit ihrem Aussehen, ihrer Identität als Muslima, ihrer ägyptischen Staatsbürgerschaft zu tun – sie hat etwas mit dem Verständnis vom Deutsch-Sein ihres Mörders zu tun, mit seinem Bild von Muslimen und nicht-weißen Menschen. Eine Frau wurde von einem rassistischen Mann erstochen, könnte man auch erzählen.

Das „Othering“

Diese drei Erzählungen zeigen wie sehr die Identität von Menschen mit Migrationshintergrund verwoben ist mit den Geschichten, die über sie erzählt werden. Während diese Geschichten im wissenschaftlichen oder amtlichen Diskurs sicherlich differenzierter sind – hier ist der Begriff „Migrationshintergrund“ relativ scharf

definiert – sind sie es im alltäglichen, im medialen und im politischen Diskurs auf sehr wenige Topoi eingeschränkt: Integration, das „Leben zwischen den Kulturen“, Gewalt in Form von Angriffen durch Jugendliche oder Terroristen, islamischer Fundamentalismus, Unterdrückung von Frauen, rückständige Wertesysteme. In liberaleren Kreisen ist der Begriff des „Migrationshintergrunds“ positiver aufgeladen: Menschen mit Migrationshintergrund haben ungeahnte andere Fähigkeiten, sprechen viele Sprachen, können exotisch kochen, toll musizieren und tanzen und machen die Welt einfach bunter.

Beiden Argumentationen liegt jedoch dieselbe rassistische Taktik des „Othering“ zugrunde: Menschen mit Migrationshintergrund sind irgendwie anders, sie ticken anders, es gibt Mentalitätsunterschiede – auf jeden Fall sind sie nicht so wie „die Deutschen“. Der Begriff „Deutscher mit Migrationshintergrund“ wird so zu einem politisch korrekt ausgedrückten „Nicht-Deutscher, der sich so gut benommen hat, dass wir ihm mal einen deutschen Pass gegeben haben“. Integration bedeutet nicht auffallen, Anpassung, im besten Fall Assimilierung.

Spannend ist hier, auf welcher Basis Menschen mit Migrationshintergrund im Alltag identifiziert werden. Die offensichtlichsten Merkmale des Anders-Seins werden zu Rate gezogen: Hautfarbe, gelegentlich auch Haarfarbe, Aussprache und oft auch ein fremd wirkender Vor- und/ oder Nachname. Eine weiße Deutsche mit polnischer Mutter wird nicht als Frau mit Migrationshintergrund wahrgenommen, solange sie einen deutschen Akzent und den Nachnamen ihres Vaters hat. Ihr „Migrationshintergrund“ wird – wenn überhaupt – sehr viel später thematisiert werden als bei einem sich prügeln-den jungen Mann mit nicht-weißem, türkischem Vater.

Kurz, wenn nicht-weiße Menschen, oder Menschen mit einem fremd klingendem Akzent oder Namen problematisch auffallen, werden die Gründe für diese Probleme in ihrem wie auch immer vorhandenen Migrationshintergrund gesucht. Dass diese Hintergründe oft gar nicht existieren spielt keine Rolle, denn die Suche nach Gründen hat wenig mit der Realität zu tun. Dadurch werden nur die Probleme bestimmter Menschen sichtbar und in einem tückischen Zirkelschluss beginnen dann Menschen mit Migrationshintergrund, die proble-

matisch auffallen, die „problematischen Menschen mit Migrationshintergrund“ zu repräsentieren – wobei das Adjektiv „problematisch“ beschreibend und nicht qualifizierend genutzt wird.

Defizitäre Erfahrungen

Dieser Zirkelschluss gipfelt dann in Aussagen, wie beispielsweise die von Thilo Sarrazin im Oktober 2009 über „70 Prozent der Türken und 90 Prozent der Araber“. Die Folge ist, dass der Begriff „Migrationshintergrund“ nicht länger bestimmte Erfahrungen beschreibt, sondern sie von vorneherein strukturiert. Migrationsbiographien werden an sich als problematisch verstanden und die oben genannten Topoi – mangelnde Integration, Identitätskrisen usw. – als Hauptmerkmale solcher Biographien. Es wird suggeriert, dass Menschen mit Migrationshintergrund an sich nicht integriert sind und erst Leistungen, wie beispielsweise das Erlernen der deutschen Sprache, erbringen müssen, bevor sie es sein können.

Diese alltägliche Grundannahme von Menschen mit Migrationshintergrund als defizitär wird elegant durch eine relativ aktuelle Studie von SINUS Sociovision konkretisiert: Demnach ist der Anteil von Leistungsträgern unter Migranten höher als in der gesamtdeutschen Bevölkerung. Problematische Migrationserfahrungen können klar in bestimmten Milieus verortet werden, wobei diese Milieus nicht mit bestimmten Herkunftsn korrespondieren und sogar Entsprechungen in gesamtdeutschen Milieus haben. Die Grundannahme ist also falsch.

Leider setzt das positiv besetzte Verständnis vom Migrationshintergrund – meist in linksliberalen Kreisen – genau an dieser Grundannahme an: Der Erfolg von Menschen mit Migrationshintergrund wird als besondere Leistung zelebriert, die aber aus Sicht der Betroffenen gar nichts besonderes ist. Er entsteht hier weder wegen, noch trotz des Migrationshintergrunds, sondern ist in etwa genau so wahrscheinlich wie in der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund. Wo sozialer Aufstieg trotz Schwierigkeiten stattfindet, ist er vergleichbar mit dem eines weißen, deutschen Arbeiterkindes zum Bundeskanzler.

Natürlich haben Menschen mit Migrationshintergrund trotzdem andere Erfahrungen als Menschen ohne. Diese sind sich aber weder ähnlich, noch sind sie viel-

fältiger als jene. Neben der alltäglichen Reduktion vom Migrationshintergrund auf problematische Migrationserfahrungen findet gleichzeitig eine Pauschalisierung dieser Erfahrungen statt, die schon im amtlichen Begriff beinhaltet ist. Zu Menschen mit Migrationshintergrund werden nicht-deutsche Staatsbürger – auch diejenigen, die ihr Leben lang in Deutschland gelebt haben –, Menschen mit Eltern, die nicht-deutsche Staatsbürger sind, eingebürgerte deutsche Staatsbürger oder auch zugewanderte deutsche Staatsbürger – wie Aussiedler – gezählt. Die schwammige Definition führt dazu, dass jede fremd erscheinende Biographie als Migrationshintergrund markiert wird.

Gleichzeitig verleugnet der Migrationshintergrund die vielfältigen Kulturen innerhalb des deutschen Staates und Migrationserfahrungen die beispielsweise Ost-West Migranten, Land-Stadt Migranten oder Diplomaten- und Missionarskinder machen. Diese Erfahrungen haben genauso ihre Besonderheiten und würden den Begriff Migrationshintergrund verdienen, wenn der Begriff nicht so unscharf wäre. Der im Alltag genutzte Begriff „Migrationshintergrund“ richtet sich also nach Äußerlichkeiten (Hautfarbe, Akzent usw.), beschreibt entsprechende Erfahrungen (sogar bei positiver Besetzung) als defizitär und pauschalisiert (sogar im amtlichen und wissenschaftlichen Gebrauch) sehr vielfältige Erfahrungen. Zudem ist er eine Fremdbezeichnung, denn kein Mensch mit Migrationshintergrund würde sich selbst so nennen. Das ist struktureller Rassismus!

Wenn nun Menschen mit Migrationshintergrund im Beruf oder in Bezug auf Machtpositionen systematisch schlechter gestellt sind, hat das nichts mit ihnen zu tun sondern mit der Bevölkerung, die sie so nennt. Wie bei der toten Ägypterin geht es nicht um ihre Identität sondern um das Verständnis vom Deutsch-Sein, das die gesamtdeutsche Gesellschaft hat, wen sie einschließt und wen sie ausschließt. So wie bei dem rassistischen Mörder in Dresden wird eine Hierarchie der Menschen aufgestellt, deren Kern ein rassistisches, eurozentrisches Weltbild ist.

Der Deutsch-Bengale **Lalon Sander** wanderte mit 19 Jahren nach Deutschland ein und liegt als Journalistik-Student und Stipendiat der Böll-Stiftung dem Staat auf der Tasche. Während sein Großvater noch Offizier der Wehrmacht war, engagiert er sich gegen den völkisch-deutschen Nationalismus.

Agnes Krol

Weißer Deutsche und türkische Machos Tautologien für die Mehrheitsgesellschaft

Thilo Sarrazins umstrittenes Interview in der Zeitschrift *Lettre International* brachte den Diskurs um Integration und Migration kürzlich zurück in den Fokus der Öffentlichkeit. Rassismus und Ausländerfeindlichkeit wird so von Teilen der deutschen Öffentlichkeit als mutiger Tabubruch gefeiert.

Auch in diesem im Oktober 2009 erschienenen Interview ist der ehemalige Berliner Finanzsenator sehr bemüht, den Eindruck eines gut informierten und sachlich argumentierenden Freidenkers zu erwecken. Auf welche Zahlen er sich bezieht, wenn er von 70 Prozent der türkischen respektive 90 Prozent der arabischen Bevölkerung in Berlin spricht, die den deutschen Staat angeblich ablehnen, steht zwar in den Sternen. Doch wer im Anschluss die ständige Produktion „neuer kleiner Kopftuchmädchen“ brandmarkt, muss so viel Präzision wohl nicht leisten, da er ja ausspricht, „was alle denken“. Das Interview, das auch die „Bild“ unerlaubt abdruckte, sorgte für beträchtliche Furore. Viele Kritiken, aber auch Verteidigungen zierten die Tagespresse. Die Neonazi-Homepage „politically incorrect“ ruft mittlerweile zur Unterzeichnung einer „Support Sarrazin“-Petition auf, und auch in durch mehr Kontroverse gekennzeichneten Diskussionsforen bewundert gut die Hälfte aller User „den Mut“, den „Tabubruch“ Sarrazins, den „entlarvenden“ Charakter seiner Äußerungen oder findet seinen Standpunkt zumindest „interessant“. Der Qualifizierung von Sarrazins Aussagen als „mutig“ muss eine sonderbare Vermutung zugrunde liegen: die Mehrheit in Deutschland ohne Migrationshintergrund kann über die Minderheit mit Migrationshintergrund bestimmte „Wahrheiten“ nicht sagen, sie bekommt von der Minderheit Tabus auferlegt und Regeln der öffentlichen Auseinandersetzung diktiert.

Deutsch oder nicht deutsch

Dabei handelt es sich bei dem Begriff, der hier zur Projektionsfläche wird, um eine recht junge Erfindung des statistischen Bundesamtes. Erst seit 2005 werden in der amtlichen Statistik Personen in der Kategorie „Menschen mit Migrationshintergrund“ erfasst, „die nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zugezogen sind, sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer/-innen und alle in Deutschland Geborene mit zumindest einem zugezogenen oder als

Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil.“ Seit dem ist dieser Begriff aus öffentlichen Debatten kaum mehr wegzudenken und bildet neben „AusländerInnen“ und „MigrantInnen“ eine weitere, umfassendere Schlüsselkategorie zur Unterscheidung der in Deutschland lebenden Menschen.

Mit einer deutschen Mutter und einem polnischen Vater falle auch ich unter die offizielle Definition und habe einen „Migrationshintergrund“. Gemeint bin ich trotzdem nicht, das weiß ich schon seit der Grundschule: Im dritten Schuljahr sollten wir uns einmal nach Nationalitäten geordnet in der Klasse aufstellen, auf der einen Seite des Raumes die deutschen, auf der anderen Seite die nicht-deutschen Kinder. Als ich, mit keiner der Optionen zufrieden, mich in die Mitte stellen wollte, hielt mich meine Lehrerin jedoch davon ab und meinte wohlwollend zu mir, ich gehöre natürlich auf die deutsche Seite. Gedankenexperiment: Wo hätte ich gestanden, wäre eines meiner Elternteile türkischer oder äthiopischer Herkunft?

Wie jedes Konzept zur Unterscheidung von Menschen, die dazu gehören, und anderen, die es nicht tun, ist auch die statistische Kategorie „Menschen mit Migrationshintergrund“ nur vermeintlich wertneutral. Spätestens seit sie Eingang in die Alltagssprache gefunden hat, sind damit nur ganz bestimmte Gruppen von ImmigrantInnen und deren Nachfahren gemeint. Thilo Sarrazin verdeutlicht das in einem doppelzüngigen Versuch, sich politisch korrekt zu geben: Er beharrt in seinem Interview darauf, nicht pauschal von „den Migranten“ sprechen zu wollen. Integrationsprobleme haben seiner Auffassung zufolge insbesondere Menschen mit türkischem oder arabischem Migrationshintergrund.

Auch eine Podiumsdiskussion, zu der kürzlich die Frankfurter SPD-Fraktion einlud, schließt sich an diese Form der Problematisierung an. Bis auf die Moderatorin, deren Herkunft scheinbar nicht erläuterungsbedürftig war, stammten die Podiumsgäste, Kinder ehemaliger Gastarbeiter, alle aus Ländern, die ans Mittelmeer grenzen. Unter dem Motto „Frankfurt in 20 Jahren – Wie sehen Migranten unsere Stadt?“ diskutierten eine Sängerin, eine Radiomoderatorin, ein Modedesigner und ein Stadtverordneter– Menschen, die „es geschafft haben“.

Diese „Vorführung“ erfolgreicher MigrantInnen, denen durch die Veranstalter ihr Vorbildcharakter attestiert wurde, erinnerte mich stark an den „American Dream“ und seine Legitimationsfunktion für den amerikanischen Kapitalismus sozialdarwinistischer Prägung. Auch andere Facetten der mehrheitsgesellschaftlichen Inszenierung von Migration in Deutschland kamen in der Veranstaltung zum Vorschein. Da ist etwa eine ältere Dame aus dem Publikum, die sich mehr ältere MigrantInnen in der Oper wünscht und sich sehr missverstanden fühlt, als sie für ihre Äußerungen kritisiert wird. „Die müssen doch mal an unseren gesellschaftlichen Aktivitäten Interesse zeigen, ich geh doch auch zu solchen Veranstaltungen.“ Oder ein Mädchen, das sich bemüht, ihre Vorrednerin in Schutz zu nehmen und ihr darin zustimmt, dass die MigrantInnen mehr auf die Deutschen zukommen sollten. Das gleiche Mädchen erzählte kurz vorher, wie ausgeschlossen sie sich vor ihrem Schulwechsel als einzige Türkin in ihrer alten Klasse fühlte. Zwar werden Beispiele für Diskriminierungen im Alltag genannt. Das deutsche Schulsystem wird kritisiert, dass in seiner Selektivität überproportional vielen SchülerInnen mit Migrationshintergrund den Weg zu höherer Bildung versperrt. Von Rassismus ist in der gesamten Veranstaltung jedoch nicht die Rede, bis auf einen Podiumsgast, der findet, dass auch Nazis ihre Meinung frei äußern dürfen sollten.

Auch in der Einladungspolitik der Frankfurter SPD zu ihrer Veranstaltung, dem wohlmeinenden Kommentar meiner Lehrerin oder der Gegenüberstellung von europäischer und fremder Kultur, deutschen Kindern, „Kopftuchmädchen“ und Sarrazins männlichem Pendant dazu, „türkischen Jungen“, die „nicht auf weibliche Lehrer hören, weil ihre Kultur so ist“ sind jedoch bereits Rassismen am Werk. Zwar wird auch Menschen mit osteuropäischem Migrationshintergrund dieser medial vorgeführt, wenn sie arbeitslos oder kriminell werden. So wurde etwa die Herkunft des „Russlanddeutschen Alex W.“ in den Medien stets eifrig hervorgehoben, vermutlich, um den Rassismusvorwurf zu entschärfen, der im Kontext des Mordes an der jungen Ägypterin Marwa el-Sherbini gegenüber der deutschen Öffentlichkeit erhoben wurde. Doch fügen diese Menschen sich aufgrund ihrer meist weißen Hautfarbe sonst gut in das Selbstbild der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Anders bei Menschen, die eine dunklere Hautfarbe haben und automatisch einem „anderen Kulturkreis“ zugeordnet werden. Hier wird die Bezeichnung des Migrationshintergrunds obligatorisch, über Generationen hinweg und vom Kontext unabhängig.

Schwarz auf Weiß und Weiße für Schwarze?

Diese Reduktion von Menschen auf ihre Herkunft qua physischen Erscheinungsbildes dokumentiert auch Günther Wallraff in seinem neuen Film „Schwarz auf Weiß“. Als Schwarzer Somalier verkleidet, zieht er durch Deutschland und dokumentiert den Rassismus, dem er begegnet: auf der Suche nach einer Wohnung in Köln, als kurzentschlossener Begleiter einer Seniorenwandergruppe oder auf einem Fest in einem Kleingartenverein, in dem er aufgrund seiner authentischen Erscheinung gleich zum Pascha gekürt wird, um der Darbietung kleiner bauchtanzender Mädchen beizuwohnen. „Deutschland den Deutschen, Afrika den Afrikanern“ - mit diesem Spruch, den er vor einem Club entgegengeschmettert bekommt, leitet Wallraff seinen Film ein und verhüllt damit, dass Rassismus eben nicht nur ein Problem der extremen Rechten und Nazi-Szene ist.

Weder vermag Wallraffs Darstellung der Komplexität und Umfassendheit des Themas gerecht zu werden, noch sind es Neuigkeiten, die er seinem Publikum darbietet. Schon seit längerer Zeit gibt es auch in Deutschland Gruppen von Schwarzen und People of Colour, die sich mit solchem alltäglichem Rassismus beschäftigen, der wesentlich facettenreicher ist, als der Film ihn zu erfassen vermag. Dennoch bedarf es erst eines schwarz bemalten Günther Wallraff, um dieses Thema in die deutschen Kinos zu bringen. „Ich finde das eine der problematischen Sachen an der ganzen Geschichte“, kritisiert ihn dazu Noah Sow, Autorin des Buches „Deutschland Schwarz Weiß“. „Überall ist Wissen über Alltagsrassismus präsent. Weiße müssen nur aufhören, dieses Wissen zu ignorieren oder anzuzweifeln“.

Doch das würde für die Mehrheitsgesellschaft, die ein exklusives Recht auf deutschen Boden und den deutschen Staat (nicht deutsche Geschichte) für sich beansprucht, einen Machtverlust mit schwierigen Konsequenzen bedeuten. Die Ursachen von Krisen im Bildungssystem, auf den Arbeitsmärkten, im gesellschaftlichen Lebensgefühl oder anderswo ließen sich dann nicht mehr externalisieren. Sie müssten drinnen, in Politik, Zusammenleben und gesellschaftlicher Ordnung gesucht und zwar falsche, aber in ihrer Einfachheit liebgewonnene und die eigene Identitätsposition stärkende rassistische Erklärungsmuster aufgegeben werden.

Agnes Krol, 22, studiert Politikwissenschaften, VWL, Philosophie und Pädagogik an der Goethe-Universität in Frankfurt.

Yulia Lokshina

Die Gefühle der Gesellschaft – Interview mit Maurizio Bach

Maurizio Bach, 56, ist Professor und Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie an der Universität Passau. Seine Forschungsschwerpunkte sind politische Soziologie, soziologische Europaforschung und Gesellschaftstheorie seit den Anfängen der modernen Soziologie am Ende des 19. Jahrhunderts.

Herr Bach, was halten Sie von Tilo Sarrazins Aussage, die Türken würden Deutschland über die Geburtenraten erobern?

Maurizio Bach: Sarrazin ist ein kluger Mann, der markante Worte zu sprechen weiß und klare Aussagen formuliert. Aber diese Aussage ist sehr plakativ und natürlich so nicht haltbar. Die Türken in Deutschland machen bloß einen kleinen Prozentsatz aus, wie die Migranten generell. Die Tatsache, dass in bestimmten Migrantengruppen, vor allem wenn sie zu den sozial schwachen Schichten gehören, die Geburtenraten sehr hoch sind, trifft auch für deutsche Unterschichten zu. Darüber hinaus kann dies sicherlich auch produktiv gewendet werden, um der stark alternden Gesellschaft Deutschlands neue Kräfte zuzuführen. Dass aber durch die Geburtenraten eine Eroberung Deutschlands erfolgen kann, ist absurd.

Über 80% der BildleserInnen unterstützen aber die Behauptungen Sarrazins. Wie kommen sie dazu?

Maurizio Bach: In der Bundesrepublik leben zurzeit zwischen 3,8 und 4,3 Millionen Muslime. Das entspricht gerade mal 5,2 % unserer Bevölkerung. Die Zahl der restlichen Zuwanderer liegt nicht viel höher. Insgesamt liegt der Anteil der ausländischen Bevölkerung in Deutschland bei 8,8%, in den neuen Bundesländern übrigens nur bei 2,4%. In bestimmten Ballungsgebieten, wie Berlin, ist er etwas höher. Die ungleiche Verteilung der Migrantenpopulation, die sich in den Großstädten sehr stark konzentriert, führt zu einer Überpräsenz in den Medien. So entsteht eine „gefühlte“ Migrantenpopulation, die sicher größer ist, als die tatsächliche.

Auch fand seine Aussage, dass große Teile der türkischen und arabischen MigrantInnen „integrationsunwillig und –unfähig“ seien breite Zustimmung...

Maurizio Bach: Sarrazin verwendet eine drastische Sprache, sehr pointiert und bildreich formuliert. Wer so das Thema anspricht will provozieren und tut es auch,

obwohl seine Argumentation in vielerlei Hinsicht sachlich begründet ist. Dennoch gilt: jeder, der mit Kollektivbegriffen arbeitet: „die Türken“, „die Araber“, „die Einwanderer“, läuft Gefahr, Identitäten zu problematisieren und zu verletzen. In einer Demokratie, wo Meinungsfreiheit ein zentraler Wert ist, sollte dies aber kein Problem sein. Und manchmal ist es gut, in der Öffentlichkeit wie auch in der Politik die Dinge beim Namen zu nennen. Als ehemaliger Finanzsenator, ist er ein guter Kenner dieser Stadt. Die Medien picken aber Teile heraus, die Ärger machen. Zu einem echten Problem wird es aber dann, wenn die Politik durch den Boulevard bestimmt wird.

Wo sehen Sie die Ursache für die Integrationsschwierigkeiten türkischer und arabischer MigrantInnen?

Maurizio Bach: Muslimische Zuwanderer haben offenbar eine höhere Integrationsschwelle. Die geht wohl vor allem auf die starke Bindung an die religiösen Wurzeln und an das Heimatland zurück. Es sind häufig MigrantInnen, die in ihren Herkunftsmilieus kulturell stark verankert bleiben. Man spricht immer pauschal von ‚den Türken‘ und ‚den Muslimen‘. Dabei muss man diese Herkunftsmilieus differenziert betrachten. Sarrazin weist aber auf ein Problem unserer Gesellschaft hin. Er unterscheidet zwischen den Muslimen in Deutschland und den muslimischen MigrantInnen in den Vereinigten Staaten. Da zeigt sich, dass die Integrationskraft von Gesellschaften größer ist, die nicht so stark sozialstaatlich organisiert sind, die den Menschen nicht so unter die Arme greifen. In den USA erfolgt die Integration aus dem Zwang der ökonomischen Verhältnisse: Selbst Geld verdienen zu müssen, um bestehen zu können.

Was ist das entscheidende Kriterium für Integration?

Maurizio Bach: Sprache! Wenn, wie etwa bei vielen türkischen Einwanderern, das Bildungsniveau niedrig ist, lässt sich auch die Sprache nicht so einfach erlernen. In einer traditionellen Einwanderungsgesellschaft wie den USA ist eines ganz klar: Man muss Englisch sprechen können, sonst hat man überhaupt keine Chance, wo immer man herkommt. Der Druck ist viel größer. Die Sprache entscheidet, ob man in der Gesellschaft kommunizieren und an der politischen Willensbildung teilnehmen kann.

Gibt es in der Bundesrepublik also nicht genug Anreize für Integration?

Maurizio Bach: Ich habe den Eindruck, dass sehr viel getan wird, sowohl politisch, als auch zivilgesellschaftlich. Auch seitens der MigrantInnen würde ich nicht mit dem Begriff „Unwillen“ operieren. Man muss analytisch und differenziert prüfen, welche kausalen und vor allem kulturellen Faktoren eine Rolle spielen. Ich rate aber von jeglichen Zuweisungen von Schuld oder böser Absicht ab. MigrantInnenpopulationen befinden sich zunächst immer in einer verschärften Ungleichheitssituation: Sie kommen in eine bereits konsolidierte Gesellschaft, in der die Positionen und Ressourcen im Grunde schon verteilt sind. Sie müssen zusehen, wie sie in diese Gesellschaft inkludiert werden. Bloße Deklarationen der Politik reichen da nicht aus – soziale Inklusion muss praktisch verwirklicht werden. Zuwanderer sind benachteiligt in ihrem Einkommen, auch beim Zugang zu Bildung. Hier leistet der Sozialstaat Unterstützung und Förderung. Diese Unterstützung ist aber nicht höher als die für andere sozialschwache Gruppen. Die MigrantInnen werden von den sozialstaatlichen Institutionen so behandelt wie jene Gruppen der deutschen Bevölkerung, die sich in ähnlichen Situationen des Bedarfs, der Armut oder der Unterprivilegierung befinden. Eine darüber hinausgehende Unterstützung wäre auch nicht mit dem Gleichheitsgrundsatz vereinbar.

Ließen sich durch die Aufnahme der Türkei in die EU die Akzeptanz und die Integration der Türken in Deutschland verbessern?

Maurizio Bach: Wenn die Türkei erst einmal Teil der großen Europäischen Union ist, ist es möglich, dass sich die Integrationsdiskussion veralltäglicht. Wir haben es schon mit Italienern, Spaniern oder Polen erlebt. Man muss jedoch sagen, dass die EU primär ein politisches Institutionen- und ein Elitenprojekt ist. Die europäischen Eliten zielten primär darauf ab, einen europäischen Binnenmarkt zu schaffen. Im Bereich der wirtschaftlichen Integration zeigt sich die EU auch außerordentlich erfolgreich. Daraus entwickelt sich aber nicht zwangsläufig eine europäische Gesellschaft. Wir haben es primär mit einer funktionalen Integration von Markt-rationalitäten und –strukturen zu tun, außerdem mit einer politisch-institutionellen Integration. Die europäischen Gesellschaften bleiben national verfasst und gehen nicht in eine europäische Gesellschaft auf: dies ist weder gewollt, noch steht es auf irgendeiner politischen Agenda, noch ist es wahrscheinlich. Insofern sind auch die kulturellen Differenzen nicht zu überschätzen.

In ihrem Buch „Europa ohne Gesellschaft“ schreiben Sie, das Staatsbürgerrecht sei ein mächtiges System der sozialen Schließung. Wäre die doppelte Staatsbürgerschaft auch für Nicht-EU-Bürger ein effektives Integrationsmittel?

Maurizio Bach: Es gibt viele Länder, die mit der doppelten Staatsbürgerschaft kein Problem haben. Ich halte es für durchaus sinnvoll, dass jemand, der beispielsweise eine türkische Mutter und einen deutschen Vater hat, beide Staatsbürgerschaften besitzt. Die restriktive Handhabung des deutschen Staatsbürgerschaftsrechts lässt dies jedoch nicht zu. Gleichzeitig ist der türkische Staat auch sehr daran interessiert, dass seine Bürger ihre Staatsbürgerschaft nicht abgeben. Der Ausschluss der doppelten Staatsbürgerschaft bringt die MigrantInnen in erhebliche Bedrängnis. Sie müssen sich für eine Seite und damit gegen die andere entscheiden.

Weshalb wird diese Regelung dann nicht aufgehoben?

Maurizio Bach: Mit der doppelten Staatsbürgerschaft würde eine Reihe von Folgeproblemen auftauchen, wie die Frage des Wehrdienstes oder des Wahlrechts. Diese ließen sich aber durch bilaterale Verträge einfach regeln, wie man dies innerhalb der EU bereits vielfach getan hat. Es ist an der Zeit, dass man das Staatsbürgerschaftsrecht von dem „Jus sanguinis“, der Idee einer Abstammungsgemeinschaft, abkoppelt. Stattdessen sollte es politischer gefasst werden, indem man die Staatsbürgerschaft an den Wohnort knüpft. Wer eine bestimmte Zeit in Deutschland lebt, sollte das Recht haben, an den politischen Prozessen teilzunehmen.

Und glauben Sie, dass diese Abkapselung, wie sie vor allem in Berlin beschrieben wird, damit zusammenhängt, dass die MigrantInnen sich in Deutschland nicht willkommen fühlen?

Maurizio Bach: Es gibt in Deutschland, wie auch in anderen europäischen Ländern leider ein erhebliches Maß an statistisch belegten fremdenfeindlichen Ressentiments. Dieses Ressentiment wird dann häufig politisch virulent, wenn das Fremde sich an sichtbaren Äußerlichkeiten festmachen lässt, etwa am Kopftuch der muslimischen Frauen. Wenn so etwas zu einem Politikum wird – wie in Frankreich mit Le Pen, oder in Österreich, seinerzeit mit Haider – kommt die Angst auf, dass es in Deutschland ein ganz besonderes Problem sein könnte. Die hohe Politik der Parteien und der Regierung versucht diese Fremdenfeindlichkeit darum immer unter dem Deckel zu halten. Wir dürfen aber deshalb nicht davon ausgehen, dass dieses Problem verschwunden ist. Es gibt, trotz aller Globalisierung und Weltläufigkeit dieses vielleicht universelle Phänomen

der Ablehnung des Fremden. Das hat mit der sozialen Alchemie der kollektiven Identitätsbildung zu tun. Man kann zwar die Meinungen der Menschen manipulieren aber um die Gefühle der Menschen grundlegend zu verändern, bedarf es weitaus größerer Anstrengungen. Es ist sehr schwierig, fast unmöglich. Vilfredo Pareto, ein Klassiker der Soziologie, bezeichnete solche tief verwurzelten Kollektivgefühle „Residuen“. Es sind Gefühle der Gesellschaft, die bedeutsamer sind als man denkt. Die Xenophobie ist ein solches Residuum, das man sehr schwer verändern kann und mit dem man wohl leben muss.

Dann sind alle Integrationsbemühungen umsonst?

Maurizio Bach: Wir wissen, dass man durch Bildung, durch Sozialisierung der Menschen ein Stück weit etwas verändern kann. In den sozialschwachen Schich-

ten ist die Fremdenfeindlichkeit offenbar, mit all ihren negativen Tendenzen, nicht zuletzt auch ein identitätstiftendes Merkmal. Ähnlich wie die das Kinderkriegen, wird es häufig zu einem Moment der Sinngebung. Auch dies ist ein sozialer Tatbestand, den man nicht einfach wegdiskutieren kann. Wir müssen nur darauf achten, dass Fremdenfeindlichkeit nicht durch populistische Bewegungen politisiert wird.

Vielen Dank für das Gespräch!

Yulia Lokshina studiert Kulturwirtschaft an der Universität Passau. Die gebürtige Moskauerin kam mit 13 Jahren mit ihrer Familie nach Deutschland. Sie ist Stipendiatin im Programm "Medienvielfalt, anders" der Heinrich-Böll-Stiftung.

II Bildung als Hürdenlauf

Bildung ist der Schlüssel zum Aufstieg, lautet das Kredo dieser Rubrik. Eine Feststellung, die überall auf große Zustimmung trifft, allerdings nicht konsequent in politischen und gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen durchgesetzt wird. Bildung kann tatsächlich der Schlüssel zur Inklusion einer großen Zahl von Menschen mit Migrationshintergrund sein; sie kann allerdings auch als Waffe der weißen, männlichen Ober- und Mittelschicht zur Bewahrung der hegemonialen Stellung dienen. Das typische Gymnasium und die ideale Universität, wie sie heute in vielen Köpfen gedacht werden, bilden die Elite aus und müssen gegenüber Vielfalt verteidigt werden. Wie trotz dieser großen Hürden das Bildungswesen in Deutschland bunter wurde und werden wird?



- **Gabriel Hensche** setzt seinen Schwerpunkt auf Vielfalt im Lehrerzimmer und beschreibt die Lehrerin Sofia Ztaliou. Sie bringt ihre Erfahrungen als Migrantin in den Unterricht im Sinne der SchülerInnen und ihrer Eltern ein.
- **Payam Ghalehdar** zeigt, dass die stetig wachsende Anzahl von ausländischen Studierenden nicht automatisch zu ihrer sozialen Integration führt. Auf der gleichen Lernbank zu sitzen, bedeutet nicht gleich zusammen feiern zu gehen.
- **Katharina Ditte** spricht in einem Interview mit Engin Sakal, einem erfolgreichen Unternehmer, über seinen Bildungsweg und die Chancen von Kindern mit Migrationshintergrund in Deutschland. Seine Botschaft lautet: „Man muss sich durchbeißen!“
- Berlin-Neukölln ist in und außerhalb der Hauptstadt bestens als Problembezirk bekannt. **Regine Schwab** erzählt die Bildungsgeschichten von zwei jungen Frauen, die unterschiedlicher nicht sein können. Fazit: Es kann so oder so ausgehen, viel Zufall und Glück sind im Spiel.
- Die Erzählung von **Shida Bazyar** handelt von den enttäuschten Rückkehrträumen einer jungen iranischen Frau und von ihren Anstrengungen, ihr neues Leben in Deutschland zwischen Familie, Studium und später Beruf zu bewältigen.
- **Radhika Natarajan** zeigt am Beispiel des Werdegangs einer jungen Frau aus Sri-Lanka, die Bedeutung einer Pädagogik, die den Bedürfnissen und Fähigkeiten von MigrantInnen gerecht wird.
- Den hohen Stellenwert von Bildung bei chinesischen Familien in Deutschland zeigt **Weixin Zha** in ihrem hörbaren „chinesischen Generationenporträt“.

Gabriel Hensche

Vielfalt im Klassenzimmer – Vielfalt im Lehrerzimmer Portrait der Lehrerin Sofia Ztaliou

Als Sofia Ztaliou in die fünfte Klasse ging, zog sie sich heimlich die Stöckelschuhe ihrer Mutter an und spielte Lehrerin für ihren jüngeren Bruder. Bald wird Sofia selbst Mutter. Die 31-jährige Frau ist im neunten Monat schwanger. Wenn sie jetzt morgens aufwacht, vermisst sie die Arbeit und ihre SchülerInnen der Raitelsberger Hauptschule, an der sie unterrichtet. Beinahe alle ihrer Stuttgarter SchülerInnen haben keine deutsche Herkunft. Sie selbst hat griechische Wurzeln. Die Lehrerin ist eine der Ersten, die sich für das Projekt „Migranten machen Schule“ engagiert. „Vielfalt im Klassenzimmer – Vielfalt im Lehrerzimmer“ ist das Motto des in Stuttgart 2008 gestarteten Projekts. Es soll SchülerInneninnen und SchülerInnen mit Migrationshintergrund für den Lehrerberuf interessieren und unterstützen. Migrationserfahrung soll als wertvolle Ressource wahrgenommen werden.

Liebblingslehrerin Frau Ztaliou

Sofia selbst bringt ihre Migrationserfahrung in ihre Arbeit als Lehrerin ein. Immer wenn es Halbjahreszeugnisse gibt, legt die Klassenlehrerin eine besondere Folie auf den Tageslichtprojektor: Ihr Hauptschulzeugnis von einst. „Das spornt die SchülerInnen an“. In den Augen der SchülerInnen ist sie eine, die es geschafft hat. Von der Hauptschule weiter auf die Werkrealschule. Von dort auf das Wirtschaftsgymnasium, dann auf die pädagogische Hochschule. Sofia hat ein besonderes Verhältnis zu ihren SchülerInnen. Begeisterung klingt in ihrer Stimme, wenn sie von ihrem Unterricht erzählt. „Offenheit ist das wichtigste.“

In der Klasse ist es kein Geheimnis, dass Sofia in ihrer Freizeit am liebsten das Stadion besucht, wenn der VFB Stuttgart spielt. Sofia macht keinen Hehl daraus, wenn sie einmal schlechte Laune hat. Dann erklärt sie eben die Gründe dafür. Die SchülerInnen sind dankbar für das Vertrauen der Frau, die jedem von ihnen zum Abschied persönlich die Hand reicht. So kann es schon mal vorkommen, dass ihre SchülerInnen mit einem Geburtstagskuchen in der Hand an der Wohnungstür des neuen Mehrfamilienhauses im kleinen Stuttgarter Vorort klingeln. Als sie ihre neunte Klasse, die sie vier Jahre über begleitet hat, vor den Sommerferien ins „Leben“ entlassen musste, wollten einige SchülerInnen

gar nicht gehen. „Natürlich hatten sie teilweise auch Angst, weil sie nicht wussten, was auf sie zukommt. „Aber auch ich litt unter dem Abschied“, erinnert sich die Klassenlehrerin.

Sofia sucht den Kontakt zu den Eltern der SchülerInnen. „Die Eltern müssen sich auch kümmern“, weiß sie aus eigener Erfahrung. Sie hat es geschafft, dass beinahe alle Eltern wieder zu den Elternabenden kommen. Sie akzeptiert es nicht, wenn Eltern nicht erscheinen oder nur die großen Geschwister vorschicken, weil diese besser Deutsch können. Sofia geht offen und direkt auf die Eltern zu: Als bei einem Elternabend nur drei Eltern der zwanzig SchülerInnen anwesend waren, reagierte Sofia mit einem Elternbrief. Sein unmissverständlicher Tenor: „Es sind Ihre Kinder. Sie müssen sich um ihre Kinder kümmern!“

Beim nächsten Elternabend kamen die Eltern der übrigen siebzehn SchülerInnen. So gelingt es ihr, Kontakt zu ihnen aufzubauen. „Einmal war eine türkische Mutter bei mir, die aus ihrem Alltag erzählt hat: ‚Ja, und ich muss mich um meine Schwester kümmern, um meinen Bruder kümmern...‘ und dann vergisst sie schon mal das ‚Sie‘: ‚aber du weißt das ja, bei euch ist das ja genau so‘. Solche Sätze kommen immer wieder, und ich merke, dass es den Eltern einfach gut tut, dieses Gefühl: Sie hat Verständnis, weil sie auch aus einer anderen Kultur kommt. Wenn Eltern zum Gespräch kommen, habe ich den Eindruck, sie genieren sich nicht, wenn sie einen Fehler machen oder etwas nicht richtig aussprechen, manchmal fragen sie auch: ‚Und wie ist das bei Ihren Eltern, sprechen die gut Deutsch?‘ Ich bin da ganz offen und erzähle von meiner Familie. Ich berichte, dass ich auf der Grundschule keine so guten Noten hatte, dann auf die Hauptschule gegangen bin, dass ich mich auch später entwickelt habe. So versuche ich, ihnen Mut zu machen.“

Wieso Migrantin?

Wie wichtig die Unterstützung der Eltern für die SchülerInnen ist, hat Sofia selbst erlebt. Nicht nur, dass ihre Eltern 1992 mit ihr zur Meisterschaftsfeier des VFB fuhren, sie unterstützten sie auch an der griechischen Schule, die sie neben der Grundschule besuchte. Trotz

der guten Noten, die Sofia dort bekam, reichte es im deutschen Schulsystem nur für die Hauptschule. Da die Eltern bei den Deutsch-Hausaufgaben nicht helfen konnten, bekam Sofia Nachhilfeunterricht. In der siebten Klasse bekam sie einen Klassenlehrer, der sie motivierte und ihre guten Leistungen lobte. Ihre Noten wurden besser und später begann sie sogar für die Lokalzeitung zu schreiben.

Sofia hat gute Erinnerungen an ihre Schulzeit. Gerade deshalb wollte sie an die Hauptschule. Nicht weil sie einen Migrationshintergrund hat, sondern, weil sie selbst Hauptschülerin war. Während ihrer Schulzeit und im Studium fühlte sie sich nie als Migrantin. Erst während ihres Referendariats wurde sie sich ihrer nicht-deutschen Herkunft bewusst, als ein Kollege fragte: „Wie, sie sind keine Deutsche?“ Auch wenn sie an ihrer jetzigen Schule die einzige Lehrerin ohne deutsche Abstammung ist, hat sie nicht das Gefühl, dass ihr Migrationshintergrund für ihre Kollegen eine Rolle spielt. Sie, die Griechenland nur aus Urlauben und den

Besuchen der Großeltern kennt, fühlt sich nur als „Migrantin“, wenn man sie darauf anspricht.

In Albstadt, wo sie aufgewachsen ist, im Süden Baden-Württembergs, war sie eine der wenigen „Ausländer“, wie man damals noch sagte. Sie musste sich integrieren. Heute sei dies für viele schwieriger, da viele MigrantInnen unter sich blieben. In den Parallelgesellschaften brauche man kein Deutsch, um hier in Deutschland zu leben. Die Sprache sei aber das wichtigste für die Integration. Und natürlich müsse auch jeder Lehrer gut Deutsch sprechen können, betont die Deutschlehrerin. Es gäbe zwar viele Angebote, um Deutsch zu lernen, doch werden Kurse wie „Mama lernt Deutsch“ viel zu wenig besucht. Umso wichtiger sei es, den Eltern klar zu machen, wie wichtig Ihre Unterstützung für ihre Söhne und Töchter sei. Wie man das mache? „Herzlich aber direkt“.

Gabriel Hensche, 23, studiert Kunsterziehung und Germanistik an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste/ Universität Stuttgart. Er engagiert sich seit Ende 2008 für das Projekt „Migranten machen Schule“.

Soziale Integration migrantischer Studierender an Universitäten

An unseren Hochschulen tut sich etwas. Bologna-Prozess, Exzellenzinitiative, Überschreitung der Zwei-Millionen-Grenze der Studierendenzahlen, vermeintliche Elite-Universitäten und der bundesweite Bildungstreik haben in den letzten Jahren die Schlagzeilen beherrscht, wann immer es um die Themen Bildung, Forschung und Hochschulentwicklung ging. Zweifellos befindet sich das deutsche Hochschulwesen in einem bemerkenswerten, wenn auch nicht unumstrittenen Umbruch. Doch so bedeutend diese Themen und Reformen auch sind, in ihrem langen Schatten gibt es ein weiteres Phänomen, das ohne große Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen das Bild der deutschen Universitäten nachhaltig verändern wird: der beachtliche Anstieg der Anzahl migrantischer Studierender.

Steigende Präsenz migrantischer Studierender

Als ich letztes Jahr nach einem einjährigen Auslandsaufenthalt wieder in die Universitätsbibliothek ging, fiel mir zum ersten Mal die Vielfalt meiner Mitstudierenden auf. Ich hatte ein wenig das Gefühl, die unglaubliche Vielfalt an Menschen, die ich während meiner Zeit in Amerika gesehen und kennen gelernt hatte, mit mir zurück nach Deutschland gebracht zu haben.

Dass meine persönliche Erfahrung kein subjektiver Eindruck ist, zeigen aktuelle Statistiken. Laut der [18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks](#)¹ hatten 2006 rund 136.000 Studierende also 8 Prozent der Immatrikulierten an deutschen Universitäten und Fachhochschulen einen Migrationshintergrund. Dazu zählen Eingebürgerte (46 Prozent), Studierende mit doppelter Staatsbürgerschaft (11 Prozent) und BildungsinländerInnen (43 Prozent), also AusländerInnen mit deutscher Hochschulzugangsberechtigung. Darüber hinaus waren im selben Jahr rund 189.450 ausländische Studierende mit einer nicht-deutschen Hochschulzugangsberechtigung an den deutschen (Fach-)Hochschulen immatrikuliert, die so genannten BildungsausländerInnen, die 9,5 Prozent aller Studierenden ausmachten.

¹ Vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung (2007): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2006. 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem.

Aktuelle Zahlen über die Entwicklung der Studierenden mit Migrationshintergrund liegen nicht vor. Dennoch bleibt festzuhalten, dass Studierende mit Migrationshintergrund an Hochschulen immer noch deutlich unterrepräsentiert sind, wenn man bedenkt, dass nach Schätzungen des Mikrozensus fast ein Fünftel der Bevölkerung einen Migrationshintergrund hat. Somit sind die Zahlen durchaus differenziert zu betrachten. Während die Zahl ausländischer Studierender ansteigt, besteht bei den hier lebenden MigrantInnen immer noch Steigerungspotenzial. Ob durch bessere Förderung, sozialen und ökonomischen Aufstieg oder mehr Bildungsaffinität, über kurz oder lang werden deutsche Hochschulen die Vielfalt der deutschen Gesellschaft widerspiegeln müssen. Doch was ändert sich dadurch im deutschen Hochschulalltag?

Befürchtungen und Ängste ernst nehmen

Wenn man sich an den Universitäten umschaute, ist eine gewisse Skepsis bei Lehrenden und Studierenden nicht zu übersehen. Teilt man diese Unsicherheit, möchte man meinen, dass zu häufig Negatives wie Armut und Bildungsferne mit MigrantInnen assoziiert wird, als dass man dieser neuen Entwicklung optimistisch entgegenblicken könnte. Dass Bilder, die das Fremd- und Anderssein betonen, zu tief sitzen, als dass skeptische Erwartungen sich gleich einer self-fulfilling prophecy nicht selbst bewahrheiten würden. Und dass die wirtschaftliche und soziale Lage vieler MigrantInnen zu schlecht ist, als dass man meinen könnte, der Anstieg würde die Universitäten als eine der letzten Bastionen gut gestellter Schichten von Niedergang und Proletarisierung verschonen. Gewiss, viele dieser Befürchtungen offenbaren mehr über die Mehrheitsgesellschaft als über Studierende mit Migrationshintergrund, doch sollten die Herausforderungen nicht ignoriert und die Ängste, die vielleicht nicht ausgesprochen, aber aufgrund weit verbreiteter Unsicherheit vorhanden sind, ernst genommen werden.

Soziale Integration nicht garantiert

In der Integrationsforschung wird zwischen verschiedenen Stufen der Integration unterschieden. Strukturelle Integration ist erreicht, wenn Menschen mit Migrationshintergrund Zugang zu gesellschaftlichen Positionen

der Mehrheitsgesellschaft erhalten. Soziale Integration erfordert zusätzlich, dass die Mehrheitsgesellschaft und Menschen mit Migrationshintergrund einen freien Umgang in ihrem Privatleben haben. Eine höhere Durchlässigkeit im Schul- und Hochschulsystem und ein einfacherer Zugang zu Universitäten und Fachhochschulen sind somit keine Garantie dafür, dass migrantische Studierende auch sozial integriert sind, beispielsweise Lerngruppen mit anderen Studierenden bilden oder mit Nicht-MigrantInnen gemeinsam auf Partys gehen.

Tatsächlich besteht die Gefahr, dass migrantische BildungsaufsteigerInnen trotz gelungener struktureller Integration sozial keinen Anschluss finden und unter sich bleiben. Fehlender Austausch zwischen den Gruppen würde gegenseitige Unsicherheiten und den ängstlichen Umgang miteinander nur noch weiter verfestigen. Daher wird neben dem Abbau der strukturellen Hindernisse es darauf ankommen, die Skepsis auf beiden Seiten zu verringern und Gemeinsamkeiten statt Unterschiede hervorzuheben. Somit wird soziale Integration ermöglicht und echte Chancen für migrantische Studierende geboten.

Vielfalt nutzen

Viel wurde in letzter Zeit darüber berichtet, dass der zunehmend international ausgerichtete Arbeitsmarkt von den kulturspezifischen Kompetenzen und vielseitigen Sprachkenntnissen der Studierenden mit Migrationshintergrund profitieren kann. Doch welche Chancen bietet der Anstieg migrantischer Studierender für den Hochschulbetrieb und -alltag? Besonders in den Geistes- und Sozialwissenschaften werden Lehrpläne und -inhalte von steigender Vielfalt profitieren können, wenn zum Beispiel andere Perspektiven einbezogen werden,

die allzu oft eurozentrischen Mainstream-Erklärungen unserer Hochschulen ergänzen und relativieren.

Die universitäre Forschung kann verbessert und ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht werden, wenn sie sich mit Themen befasst, die nicht mehr nur von einem kleinen, traditionell privilegierten Teil der Gesellschaft stammen und erforscht werden. Und steigende MigrantInnenzahlen können nicht zuletzt dazu beitragen, dass Universitäten stärker als bisher mit ihren Städten und den dort lebenden Menschen zusammenwachsen, Identifikation stiften und die lokale Bevölkerung repräsentieren, der in größeren Städten eine beachtliche Anzahl migrantischer Menschen angehört.

„Color Blindness“ als Ziel

Wenn die Potenziale, die migrantische Studierende mitbringen, genutzt werden, kann Deutschland seinem Anspruch näher kommen, ein Land der Toleranz, Aufgeschlossenheit und Kreativität zu sein. Die zunehmende Durchlässigkeit und die Präsenz migrantischer Studierender ist ein guter Anfang, der uns ein Ansporn für weitere Anstrengungen sein sollte. Der strukturellen Integration muss die soziale Integration folgen. Dann könnte am Ende eines langen, aber lohnenswerten Prozesses eine „farbenblinde“ Gesellschaft entstehen, also eine Gesellschaft, in der der Unterschied zwischen MigrantInnen und Nicht-MigrantInnen nicht mehr ausschlaggebend für den Zugang zu Positionen und sozialen Netzwerken ist.

Payam Ghalehdar, 24, studierte von 2004 bis 2009 Politikwissenschaft an der Universität Mannheim und an der Johns Hopkins University in Baltimore, Maryland.

Katharina Ditte

„Man musste sich durchbeißen“ – Interview mit Engin Sakal

Engin Sakal, 44, kam mit eineinhalb Jahren mit seinen Eltern nach Deutschland. Heute ist er Geschäftsführer von Andorit, einem mittelständischen, international tätigen Unternehmen. Neben seinem Beruf setzt er sich gesellschaftspolitisch dafür ein, dass MigrantInnen in Deutschland mehr Chancen erhalten. Zudem ist Engin Sakal seit 1995 Vorsitzender des Migrationsbeirats der Stadt Paderborn und sitzt im Vorstand der Landesarbeitsgemeinschaft der kommunalen Migrantenvertretungen in NRW Düsseldorf.

Herr Sakal, welche Stationen haben Sie während Ihrer Schulzeit durchlaufen?

Engin Sakal: Zunächst besuchte ich die Grundschule in der Türkei. Nach meiner Rückkehr nach Deutschland kam ich dann zunächst einmal auf eine Hauptschule, denn damals herrschte die Einstellung vor, dass man als Gastarbeiterkind nur dorthin kann. Anfangs habe ich versucht, einen Übergang auf die Realschule oder auf das Gymnasium zu schaffen, doch obwohl meine Noten ähnlich waren, wie die meiner deutschen Klassenkameraden, die wechseln durften, entschieden die Lehrer damals, dass ich diese Chance nicht bekommen sollte. Ich habe daher bis zur zehnten Klasse die Hauptschule besucht und bin erst nach dem Abschluss auf das Gymnasium gewechselt. Dort habe ich dann regulär das Abitur gemacht und anschließend Wirtschaftswissenschaften studiert.

Glauben Sie, dass Sie aufgrund Ihrer Herkunft Nachteile hatten?

Engin Sakal: Ja, das war so. Man musste sich damals durchbeißen. So hat man damals den Gastarbeiterkindern empfohlen, statt des Englischunterrichts den Förderunterricht zu besuchen, damit sie besser Deutsch lernen. Hätte ich dies tatsächlich gemacht, dann wäre ich heute nicht da, wo ich bin. Denn das Abitur war ohne Englisch nicht möglich. Ich habe mich damals geweigert, aber viele SchülerInnen sind diesem Rat gefolgt und wurden so für weiterführende Schulen per se gesperrt.

Wie veränderte sich Ihre Situation, nachdem Sie auf das Gymnasium wechselten?

Engin Sakal: Als ich auf der Hauptschule war, waren meine Freundschaften zu Deutschen sehr begrenzt. In

der Oberstufe änderte sich dies. Ich war damals der einzige in der Oberstufe, der einen türkischen Hintergrund hatte und war wahrscheinlich auch der erste türkische Junge, der das Abitur an dieser Schule bekam. Ich wurde von meinen MitschülerInnen jedoch gleich sehr gut aufgenommen. Auch mein soziales Umfeld änderte sich. Es gab neben mir nur sehr wenige Arbeiterkinder in der Jahrgangsstufe. Die meisten meiner MitschülerInnen waren Kinder von Lehrern, Ärzten, führenden Angestellten und Unternehmern.

Wie gingen Sie mit den veränderten Leistungsanforderungen um?

Engin Sakal: Es war am Anfang sehr schwer, vor allem in Hauptfächern wie Englisch und Mathematik. Die LehrerInnen haben jedoch von Anfang an gute Unterstützung geleistet. Sie kannten meinen sozialen Hintergrund, wussten, dass ich von der Hauptschule kam und haben dies auch berücksichtigt. Ich erinnere mich zum Beispiel, dass ein Deutschlehrer, bei dem ich eigentlich keinen Unterricht hatte, mit mir deutsche Grammatik übte und mir so half meine Ausdrucksfähigkeit zu verbessern.

Welche Erinnerungen haben Sie an ihre Studienzeit?

Engin Sakal: Das Lernklima an der Universität war sehr angenehm. Der Leistungsgedanke hat nicht zum übermäßigen Wettbewerb geführt und man hat nicht versucht, sich gegenseitig abzuhängen. Es wurde auch kein Unterschied zwischen Deutschen und Ausländern gemacht. Wir waren als Studierende alle den gleichen Bedingungen ausgesetzt. Häufig haben wir in gemischten Lerngruppen zusammen gearbeitet oder Fußball gespielt. Die Universität war also die Fortführung dessen, was ich in der Oberstufe schon erlebt habe.

Wie verlief danach ihre berufliche Karriere?

Engin Sakal: Ich habe mich damals schon während des Studiums parallel selbständig gemacht und habe auch nach dem Studium weiter sehr lange selbständig in verschiedenen Bereichen gearbeitet. So war ich jahrelang in der EDV-Branche als Dienstleister tätig und habe dabei unter anderem Netzwerke aufgebaut, Installationen durchgeführt und Systeme gewartet. Außerdem habe ich türkische und auch einige deutsche Un-

ternehmen z.B. beim Aufbau von Geschäftskontakten in Deutschland und der Türkei beraten.

Da ich nach der Grundschule weiter am Türkischunterricht teilnahm und darüber hinaus meine Kenntnisse z.B. durchs Lesen ständig weiterentwickelte, konnte ich die Prüfung zum staatlich anerkannten Dolmetscher und Übersetzer auch als Quereinsteiger gut bestehen. Diese Zusatzqualifikation war mir auch bei meinem beruflichen Werdegang nützlich. So habe ich für ein großes deutsches Unternehmen Gebrauchsanweisungen, Technikerhandbücher und ähnliches übersetzt. Seit eineinhalb Jahren arbeite ich nun für die Andorit Vertriebsgesellschaft mbH als Geschäftsführer.

Würden Sie sagen, dass Sie aufgrund Ihrer Herkunft, Nachteile bei Ihrer beruflichen Karriere hatten?

Engin Sakal: In meiner beruflichen Laufbahn hat meine ausländische Herkunft keine große Rolle gespielt. Heute würde ich sogar sagen, dass meine ausländische Herkunft für mein berufliches Leben manchmal durchaus von Vorteil ist. Ich habe meine Karriere zwar nicht dadurch gemacht, das ich Türke war, sondern aufgrund meiner Fähigkeiten, aber mein Hintergrund gibt mir die Möglichkeit weitgehend, ohne Vorurteile zu arbeiten, was in einem Unternehmen, in dem viele MitarbeiterInnen ausländischer Herkunft beschäftigt sind, ein wichtiger Pluspunkt ist.

Was war damals Ihre Motivation sich politisch und gesellschaftlich zu engagieren?

Engin Sakal: Ich wollte, dass die heutige Jugend nicht mehr mit den gleichen Problemen kämpfen muss, wie meine Generation. Eine Gesellschaft braucht zudem auch immer Vorbilder. Ich sehe mich zwar nicht als das ideale Vorbild, aber ich kann sagen: „Schaut her, ich komme aus einer Arbeiterfamilie, ich bin wie ihr in den Arbeitersiedlungen aufgewachsen und auch wenn ich mich durchkämpfen musste, ich habe es geschafft. Also könnt ihr das auch!“ So kann ich zeigen, dass man als Jugendlicher mit ausländischer Herkunft nicht zwangsläufig ein ungelernter Arbeiter werden muss, sondern auch einen Beruf erlernen, das Abitur machen oder sogar studieren kann.

Wie unterstützen Sie als Mentor die Jugendlichen?

Engin Sakal: Als Referent und Mentor bei Network21 habe ich die TeilnehmerInnen mit Ratschlägen unterstützt. So habe ich auf die für viele unbekannte Möglichkeit hingewiesen, die Prüfung zur/zum DolmetscherIn oder ÜbersetzerIn zu machen und damit eine Zusatzqualifikation zu erwerben. Zudem habe ich über

meine Erfahrungen als Selbständiger berichtet und über die Bedeutung von ehrenamtlichem Engagement für die spätere berufliche Laufbahn aufmerksam gemacht.

Heute werden Kindern mit Migrationshintergrund immer noch schlechte Chancen in Schule und Beruf bescheinigt. Was sind die Gründe dafür?

Engin Sakal: Ein Grund ist, dass diese Kinder immer noch benachteiligt aufwachsen. Sie kommen aus vorwiegend sozial schwachen Familien, in denen das Einkommensniveau im Durchschnitt sehr niedrig ist. Die Elternhäuser sind zudem häufig mit der schulischen Förderung ihrer Kinder überfordert. Dies bedeutet oft, dass diese Kinder von Anfang an zum Scheitern verurteilt sind. Dies gilt für Deutschland insbesondere, weil das selektive dreigliedrige Schulsystem dazu führt, dass diese Kinder einfach auf die Hauptschule abgeschoben werden.

Wie sollte man gegen dieses Problem am besten vorgehen?

Engin Sakal: Besser wäre, als erstes gründlich die Gründe zu analysieren, warum diese Kinder in bestimmten Fächern schwache Leistungen erbringen. Diese Kinder müssen schon zu Beginn ihrer schulischen Laufbahn gefördert werden. Diese nötige Förderung, z.B. in Form von zusätzlichem Sprachunterricht, erfolgt derzeit leider nicht. Stattdessen wird den Eltern meist gesagt, sie sollen mit den Kindern Deutsch sprechen. Dies ist meiner Meinung der falsche Ansatz. Eltern sollten mit ihren Kindern immer die Muttersprache sprechen, damit diese ein gutes Sprachgefühl entwickeln.

Eine weitere Maßnahme, die die beruflichen Chancen für MigrantInnen deutlich verbessern würde, wäre, ihnen den Zugang zu mehr Berufen zu gewähren. Schauen Sie sich z.B. die öffentlichen Verwaltungen und Behörden an. Die Kinder von Spätaussiedlern sind zwar bereits dort angekommen, aber wenn sie sich das Verhältnis von Kindern von Gastarbeitern und Deutschen anschauen, dann sieht es noch miserabel aus. Ich plädiere auf keinen Fall für Quoten, aber der Zugang sollte für alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen gegeben sein.

Vielen Dank für das Gespräch!

Katharina Ditte studiert „Philosophy & Economics“ an der Universität Bayreuth.

Regine Schwab

Noch (lange) nicht gleichauf – Bildungschancen junger Migrantinnen

Nada: die erste mit einem Abitur in der Familie

Nada liest den Artikel über die schlechte Bildung von MigrantInnen nicht zu Ende. Sie ärgert sich, sie hat in letzter Zeit mehrere solcher Berichte gelesen. „Natürlich stimmt es, dass viele Ausländer, die hier leben, keine gute Bildung haben. Aber sie sollen nicht immer nur diese Diagramme in den Zeitungen abdrucken. Sie sollen auch mal mit uns reden, uns zuhören, dann würden sie vielleicht ab und zu auch mal ein paar andere Geschichten schreiben.“

Sie ist 19 Jahre alt, die zweite von sechs Töchtern einer Palästinenserin und eines Halblibanesen und lebt in einem Bezirk, der in den Medien sehr verschrien ist, ihr aber sehr gut gefällt – Berlin-Neukölln. Nada ist das Gegenbeispiel zu den oft zitierten, schlecht integrierten MigrantInnen mit wenig Bildung. Sie hat ein gutes Abitur gemacht und fängt in einer Woche an, Jura zu studieren. Sie gehört zur aufstrebenden Gruppe der sogenannten zweiten Generation, die das erreichen will, was ihren Eltern oftmals verwehrt wurde: einen anerkannten Platz in unserer Gesellschaft. Deshalb wählen viele von ihnen Prestige versprechende Studiengänge wie Medizin, Jura oder BWL und können sich eher den Sprung in die Selbstständigkeit vorstellen als ihre deutschen StudienkollegInnen. Schade nur, dass der deutsche Staat so wenig tut, um Menschen wie Nada zu unterstützen. Laut einer Studie der OECD klafft in keinem Industrieland das Bildungsniveau von EinwandererInnen und einheimischer Bevölkerung so weit auseinander wie in Deutschland. Dabei ist das Land dringend auf gut ausgebildete MigrantInnen angewiesen, um den in den nächsten Jahren von Ökonomen erwarteten Fachkräftemangel auszugleichen.

Wie kam Nada also dahin, wo sie heute steht? Mit einem Abitur in der Tasche und einem klaren Ziel vor Augen, was Studium und Beruf angeht? Es war wohl die Kombination aus einem positiven Umfeld, einem festen Willen, Talent und vor allem Glück. Letzteres ist besonders wichtig, wenn die anderen Ausgangsvoraussetzungen nicht so gut sind.

Ihre Eltern sind stolz auf sie. „Ich bin die erste in der Familie, die das Abitur gemacht hat“, erzählt sie. Ihre Mutter ist Hausfrau ohne Berufsausbildung, gerade

lernt sie Deutsch an einer Sprachschule. Ihr Vater hat in verschiedenen Fabriken gearbeitet und wird bald in Rente gehen. Nicht gerade ein bildungsbürgerlicher Hintergrund, wie es so schön heißt. Trotzdem haben Nadas Eltern früh in die Zukunft ihrer Tochter investiert. Mit zweieinhalb wurde sie in einen deutschen Kindergarten und später in die Vorschule geschickt, wo sie perfekt Deutsch lernte.

Dass sie studieren will, wusste sie „schon immer“. „Ich wollte nie zu dem typischen Klischee einer Frau mit Migrationshintergrund gehören, die eine schlechte Bildung hat und zeitig Kinder bekommt“, sagt sie bestimmt. Die konkreten Vorstellungen von einem Studium, die sie heute hat, kamen aber auch nicht aus dem Nirgendwo. Der Auslöser war ein Schulpraktikum in einer Arztpraxis, das sie vor ein paar Jahren absolviert hat. „Hier habe ich gemerkt, dass ich unglaublich gern Medizin studieren würde. Mein Chef war total begeistert von der Idee und hat mich richtig unterstützt und mir ganz viel gezeigt.“ Sie machte die Arbeit so gut, dass ihr später ein Aushilfsjob in der Praxis angeboten wurde, dem sie immer noch nachgeht. Wenn man sie während ihrer Arbeit erlebt, kann man sich kaum vorstellen, eine 19-Jährige vor sich zu haben, so souverän und geduldig wie Nada mit den PatientInnen umgeht.

Dass sie nun Jura studiert, liegt am zu hohen Numerus Clausus für Medizin, den sie mit ihrer Abiturnote knapp verfehlt hat. Sie ist mit der zweiten Wahl jedoch sehr zufrieden, sieht sie doch auch hier gute Chancen, ihr Ziel umzusetzen und etwas für die Gesellschaft zu tun. „Familien- und Jugendrecht oder irgendwas mit Menschenrechten kann ich mir sehr gut vorstellen.“

Nada hat es geschafft, doch ihr Fazit bezüglich Chancengleichheit fällt nicht besonders gut aus. In der StudiVZ-Gruppe der Jura-Erstsemester an ihrer Uni haben von ungefähr 150 Leuten nur 10 einen ausländischen Namen. „Ich glaube nicht, dass das Zufall ist. Ich habe so viele Geschichten gehört und gelesen, in denen Menschen mit Migrationshintergrund deswegen Probleme in der Schule oder im Beruf hatten. Unsere Bildung ist nicht das Problem, ich glaube viele Altersgenossen sind sehr ehrgeizig und sehr erfolgreich, aber

so lange uns nicht die Chancen gegeben werden, die wir verdienen, nützt der beste Abschluss nichts.“

Maya: Tipps von der Therapeutin

Etwas anders verlief der Weg von Maya* (Name geändert). Die 17-Jährige hat schon viel hinter sich. In der Pubertät bekam sie eine psychisch bedingte Form von Asthma, was ihren Traum, Kriminalpolizistin zu werden, erst einmal platzen ließ. Den Realschulabschluss in der Tasche wusste sie nicht, was sie nach der 10. Klasse machen sollte. „Von der Agentur für Arbeit wurde mir eine Ausbildung zur Arzthelferin sozusagen aufgezwungen, das habe ich aber nur eine Woche durchgehalten, dann habe ich es abgebrochen“, berichtet sie. Das Engagement einer Person ihres Vertrauens verhinderte, dass sie in einen Zustand verfiel, der viele Jugendliche mit Migrationshintergrund nach der Schule betrifft: Arbeitslosigkeit und Hartz IV. 42 Prozent der Hartz-IV-EmpfängerInnen zwischen 18 und 24 Jahren stammen aus Einwandererfamilien – ein trauriger Fakt.

Maya aber hatte ihre Therapeutin, die an sie glaubte und ihr empfahl, sich an einer Schule zu bewerben, die FremdsprachenassistentInnen ausbildet. Dank ihrer Unterstützung wurde Maya angenommen, obwohl die Anmeldefrist schon verstrichen war. Eine große Chance, obwohl der Anfang nicht gerade einfach war: „Das war ein Kulturschock für mich, auf einmal war ich mit lauter Deutschen in der Klasse, in meiner Schule vorher waren wir nur Araber und Türken.“ Nach einiger Zeit verstand sie sich jedoch sehr gut mit ihren MitschülerInnen, bestand aber das Probehalbjahr nicht, weil der Lernstoff zu viel wurde. Sie musste die Schule verlassen – wieder eine Baustelle in ihrem Leben. Sie selbst sieht das anders: „Ich habe das halbe Jahr Pause gebraucht, um mich zu entscheiden, was ich eigentlich beruflich machen will.“

Wieder einmal war es ihre Therapeutin, die ihr den entscheidenden Tipp gab, es einmal mit dem sozialen Bereich zu versuchen, weil ihr die Arbeit mit Menschen lag. Auf ihren Rat hin bewarb sich Maya an einer Schule für Sozialwesen in Berlin, um ihr Fachabitur zu machen. Weil sie wieder einmal die Anmeldefrist verpasst hatte, fragte sie bei MaDonna Mädchenkultur in Berlin-Neukölln nach, ob sie dort ein Praktikum zur Vorbereitung machen könnte. Selbst im Kiez aufgewachsen, war ihr der Mädchentreff, der seit 1982 einen wichtigen Teil der Jugendarbeit in Neukölln ausmacht, ein Begriff. „Jetzt bin ich seit einem Monat hier und die Arbeit macht mir total viel Spaß“, erzählt sie. Sie hat einen

sehr guten Draht zu den Mädchen entwickelt, die sie bewundern und gern haben. Sie betreut mehrere Gruppen und kann hier ihre Talente wie Tanzen einsetzen, wovon andere und sie selbst etwas haben.

Maya ist eine fröhliche, selbstsichere junge Frau, die den anderen Mädchen mit der Kraft, die sie ausstrahlt, Mut macht. Ihre Jugend aber war alles andere als einfach. Ihre Eltern kamen vor 20 Jahren aus der Türkei nach Berlin-Neukölln, wo 4 der 7 Geschwister geboren wurden. Seitdem hat die Familie Berlin kaum verlassen. „Vor drei Jahren war ich das erste Mal im Ausland, weil wir da erst eine Aufenthaltsgenehmigung bekommen haben.“ Maya hat dieser unklare Status in ihrer Kindheit und Jugend oft belastet: „Ich wusste lange nicht, was ich eigentlich bin, ich bin zwar hier geboren, wurde aber oft nicht so behandelt.“ Diese Erfahrung hat sie aber auch stark gemacht. Heute ist sie mit Blick auf ihre eigene Zukunft überzeugt: „wenn man etwas will, dann schafft man das auch“.

Fazit

Wie sieht es nun aus mit den Chancen und Schwierigkeiten von Migrantinnen, was Bildung angeht? Ein einheitliches Fazit aus den beiden dargestellten Erfahrungen zu ziehen, fällt schwer. Zu unterschiedlich sind die Lebenswege der beiden Mädchen, um sie vergleichen zu können. Bei genauerem Hinsehen fällt jedoch eine Gemeinsamkeit auf: ihre beruflichen Chancen scheinen, abgesehen von individuellen Anstrengungen, mehr von Glück und Zufall abzuhängen als die der Deutschen in ihrem Alter. Diese können in den meisten Fällen auf familiäre und andere Strukturen zurückgreifen, die ihnen helfen, ihren Platz im Bildungssystem zu finden und zu behaupten. Dieses Fundament fehlt den meisten jungen Migrantinnen, die oft als erste aus der Familie mit dem deutschen Schulsystem konfrontiert sind und, abgesehen vom Austausch mit MitschülerInnen in ähnlichen Situationen, damit auch ziemlich allein da stehen. Eine junge Migrantin hat von Anfang an mit mehr Herausforderungen zu kämpfen als ein deutsches Mädchen in ihrem Alter. Von Bildungsgerechtigkeit kann (noch) keine Rede sein.

Regine Schwab, 23, studiert Kommunikations- und Sozialwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. In ihrer Freizeit engagiert sie sich in gesellschaftspolitischen Projekten und beschäftigt sich gerade mit dem Alltag von jungen Migrantinnen in Berlin-Neukölln.

Shida Bazyar (Kurz-)Geschichte eines Wiedersehens

Die Ganztagschule hat einen Betreuungsraum, in dem etwa zwanzig Kinder frei spielen können. Felix spielt am liebsten hier, die Betreuerin ist so freundlich, sagt er. Ich hätte ihren Namen erkennen können, als mein Sohn mir von ihr erzählt hat, ich habe ihn aber nicht erkannt. In 20 Arbeitsjahren trifft man auf so viele Namen, viele davon kann ich kaum aussprechen. Ich erkenne Ranas Mutter erst, als ich vor ihr stehe. Die Haare sind kürzer und ihre Denkfalten zwischen den Brauen sind tiefer. Sie ist etwas dicker, aber die Augen sind dieselben. Sie lacht und wenn sie lacht, sieht sie jünger aus, als sie wohl je war. Sie wirkt nicht mehr müde, denke ich. Sie erkennt mich sofort. „20 Jahre“, sagt sie und in mir kommen die Erinnerungen an ihren Akzent wieder auf.

„Wir haben in diesem Teil der Stadt einen hohen Migrantenanteil“, hatten sie damals zu mir gesagt. Wir haben in jedem Teil dieser Stadt einen hohen Migrantenanteil, dachte ich damals und habe mich regelmäßig auf die fremden Naschereien an den Kindergeburtstagen gefreut. Wir hatten vier Gruppen mit je ca. 20 Kindern, acht Erzieherinnen, eine davon ich. Die Kindergartenfeste waren auf die türkischen Feiertage gelegt und die Wurst unseres Frühstücksbuffets kennzeichneten wir jeweils mit Puten- und Schweinebildern. Die neuen Dreijährigen waren kaum eingewöhnt, wir konnten sie nicht in ihren Muttersprachen davon überzeugen, dass ihre Mütter bald kommen würden, um sie abzuholen.

Dann der Elternabend. Die Kinder sollten nicht mitkommen, die meisten Kinder kamen mit, zum Übersetzen. Die Väter blieben stumm und guckten grimmig, die Mütter ließen nichts auf ihre Söhne kommen. Ranas Mutter kam damals alleine, der Vater passte zuhause auf die drei Mädchen auf. „Tut mir leid“, sagte die Mutter, „jeden Morgen so früh, so schnell, jeden Morgen, tut mir leid.“ Sie sah müde aus. Sie sah immer müde aus.

Die anderen Mütter kamen morgens um neun mit ihren Schützlingen, Ranas Mutter war immer gegen halb acht da. Manchmal stand sie vor der Tür und wartete auf die Putzfrau. Dann schrie Rana, wo sie doch eigentlich ein fröhliches Kind war, schrie in die leeren, schwach beleuchteten Kindergartenräume und hörte nicht auf zu schreien. Ranas Mutter in ihrem hellen Mantel und in

ihrer freundlichen Art, bückte sich zur Dreijährigen hinab, küsste jeden Morgen ein verweintes Gesicht und redete auf die Kleine ein, die fremdartigen, persischen Worte verhallten in den leeren Räumen. Dann verschwand sie wieder in der winterlichen Dunkelheit und versteckte ihr eigenes, tränenreiches Gesicht. „Morgens Uni“, hatte sie mir einmal gesagt, als ich ihr gerade entgegen kam, „Morgens Uni, in andere Stadt“. Und ich nickte und sagte nicht, dass ich Ranas schmalen Körper allmorgendlich im Arm hielt und ihr Zittern und Schluchzen auch mit den Worten „Mama hat Uni“ nicht abmildern konnte.

Vorgeschichten

Am Elternabend saß mir Ranas Mutter gegenüber und versuchte, sich zu entschuldigen, während ich versuchte, ihre Entschuldigungen abzuwehren. Dass sie studieren könne, sei ein großes Glück, sagte sie, was einleuchtend klang. „Natürlich problematisch“, sie sprach etwas leiser, denn die stets nur befristet erteilte Aufenthaltsgenehmigung hatte ihr keinen Anlass gegeben, davon auszugehen, dass ihr Studium letztlich auch gewürdigt würde. Aber was sollte sie sonst tun? Nicht lange und sie könnten in den Iran zurückkehren, sagte sie. Die Menschen wollten das neue, islamische Regime nicht. Die Menschen wollten Freiheit und wenn sie erst wieder frei wären, dann würde alles anders werden. Dann würden sie bald schon gute Wirtschaftsexperten brauchen. Worte, die bedeutsam klangen und mir nicht viel sagten, so begann sie mir ihre Geschichte zu erzählen.

Ranas Mutter und Vater waren im Iran der 70er Jahre politische Oppositionelle, erst gegen den Schah, dann gegen das Islamische Regime, Unterdrückung und fehlende Meinungsfreiheit; für Menschenrechte. Demonstrationen, Versammlungen, verbotene Schriften, sagte sie mir. So mussten sie Ende der 80er Jahre flüchten, schlagartig flüchten, um das eigene Leben und das der beiden älteren Kinder zu retten, denn Rana war noch nicht auf der Welt. Dass sie in Deutschland landeten, zwei junge Menschen mit Kindern ohne die geringsten Sprachkenntnisse, entsprach keinerlei Planung.

Ranas Mutter erzählte langsam und ein wenig verschämt. In dem schwach beleuchteten Kindergarten-

raum wirkte sie seltsam klein und verloren, wie ein zu groß geratenes Kind, dachte ich mir. Nun waren sie in Deutschland, seit drei Jahren, erzählte sie damals, Rana ist hier geboren und das sei ein Glück. Erst dachten sie oh nein, noch ein Kind, wo doch die Aufenthaltsgenehmigung noch nicht geklärt sei, der Vater arbeitslos, die Sprache so fremd. Ranas Mutter lachte. Ranas Geburt war das Schönste, was ihnen in dieser fremden Welt passieren konnte, sie hatten neuen Mut geschöpft. Und kam dieses Kind nicht unter viel besseren Voraussetzungen zur Welt, als ihre älteren Kinder? Kein Krieg, gute Ärzte, Freiheit.

Wenn Ranas Mutter lachte, fiel mir erst wieder ein, wie jung sie war. Sie hatte damals erst vor einiger Zeit mit dem Wirtschaftsstudium angefangen. Die Kinder waren vormittags in der Schule und im Kindergarten, nachmittags wechselten sie und ihr Mann sich ab, abends musste sie lernen. Die eigenen Notizen anhand des Wörterbuches zu verstehen suchen. Alles nicht so einfach, sagte sie. Aber immer noch besser, als jeden Tag zuhause zu sitzen und auf den Postboten zu warten, der Briefe aus der Heimat bringt. Etwas für den Kopf tun, so sagte sie mir, ist wichtiger.

Am nächsten Morgen hielt ich die weinende Rana im Arm und hielt sie fest. Ihre Tränen hinterließen dunkle Flecken auf meiner Schulter und ich musste mir ihre Mutter vorstellen, wie sie in der Vorlesung saß und die Schrift des Professors an der Tafel zu entziffern versuchte. Man sollte sich mehr Zeit lassen, an Elternabenden.

20 Jahre später

Meine Wohnung ist inzwischen ein Sammelplatz fremder Naschereien aus unterschiedlichen Ländern, jedes Jahr zwei Elternabende - man gewinnt neue Freunde. In den Nachrichten die Meldungen aus dem Iran, ich habe sie seit fast zwanzig Jahren verfolgt. Die Menschen wollen immer noch die Freiheit, sagen sie, das islamische Regime ist noch immer an der Macht. Ich musste stets an Ranas Mutter denken, die morgens in der Dunkelheit verschwindet.

Ich erkenne sie erst, als ich vor ihr stehe. Die Haare sind kürzer und ihre Denkfalten zwischen den Brauen

sind tiefer. Sie ist etwas dicker, aber die Augen sind dieselben. Sie lacht und wenn sie lacht, sieht sie jünger aus, als sie wohl je war. Sie wirkt nicht mehr müde, denke ich, sie erkennt mich sofort. 20 Jahre, lacht sie, und in mir kommen die Erinnerungen an ihren Akzent wieder auf. Rana ist 23, studiert, lebt in einer anderen Stadt. Sie ist stolz und streicht Felix über den Kopf, er muss die Bauecke noch aufräumen, sagt sie. Sie sind nicht zurückgekehrt, sage ich und fühle mich dabei nicht wohl. All die Zeit hatte ich gedacht, das war doch ihr Ziel. Zurückkehren, weil das Land doch Wirtschaftsexperten sucht. Nein, lächelt sie mich an, als wäre das selbstverständlich. Die Lage, die politische Lage, ihr Mann darf nicht zurückkehren, sie möchte nicht zurückkehren. Drei Kinder sind hier groß geworden, haben geheiratet, Kinder, Berufe, Studienplätze. Sie sagt das so, als hätte sie schon lange nicht mehr daran gedacht, zurückzukehren. „Seit wann arbeiten Sie in der Grundschule?“, frage ich und versuche es mit dem Studium in Verbindung zu bringen.

Drei, vier Jahre. Sie hatte ihr Diplom in Volkswirtschaft absolviert, sie hatte immer noch auf die Kinder aufgepasst, sie zur Schule gefahren, den Haushalt geführt. Die Diplomarbeit hat ihre älteste Tochter Korrektur gelesen, sie später auf die offizielle Unifeier begleitet. Ihre Abschlussnote stand im guten Durchschnitt und wurde doch nie verlangt. Man braucht keine Wirtschaftsexperten, in unserer kleinen Stadt. Aber in anderen Städten, frage ich. Sie lächelt kurz und sagt dann zögernd: „Aber die Kinder!“ Nein, sie noch einmal aus ihrer Umgebung herauszureißen, kam nicht in Frage. Und jetzt? Jetzt sind die Kinder zwar erwachsen, aber wer würde sie schon einstellen? Eine Frau, die beinahe 50 ist, ohne Berufserfahrung, immer noch in der kleinen Stadt? Zuhause steht der Wein, den ihr die Universität zum Diplom geschenkt hat, ihr Mann und sie haben sich bis heute nicht daran gewöhnt, Wein zu trinken. Ich weiß nicht, was man dazu sagen soll, Felix hat seine Tasche gepackt und ich lächle noch einmal, sage, dass ich leider los muss, zuhause warten die anderen Kinder und das Essen. „Ich weiß“, sagt sie und lächelt, „ist immer so, wenn man Kinder hat.“

Shida Bazyar, 21, studiert seit Oktober 2009 Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim.

Radhika Natarajan

Die Flucht ergreifen, die Initiative aber auch

Um das Ende vorwegzunehmen: Die 23jährige Sri-Lankerin Rati (Name geändert) lebt seit acht Jahren in Deutschland. Sie lässt sich zurzeit als pharmazeutisch-technische Assistentin ausbilden, ist Mitglied des Roten Kreuzes und steht vor der Prüfung zum Sanitätsdienst. Ihr Traum: Medizin zu studieren, um Menschen zu helfen. Sie befindet sich auf dem Weg einer zwar langen, aber möglichen Studienlaufbahn. Aufstieg? Jeiii!

Wer ist Rati?

Wie sehen ihr biographisches Gepäck aus der kriegerschütterten Insel Sri Lanka und ihr bisheriger Werdegang auf dem sicheren Festland Deutschland aus? Bombenanschlägen, Entführungs- und Vergewaltigungsgefahr, Diskriminierung und Marginalisierung in Sri Lanka ist sie entflohen; Bewegungsfreiheit, Sicherheit als Frau, staatliche Unterstützung hat sie in Deutschland erfahren. Menschenwürdiges Überleben: ja, aber Aufstieg? Mit der Flüchtlingsfrau Rati habe ich offene biografisch-narrative Interviews geführt, die ich hier gebündelt vorstelle.

Geboren in eine wohlhabende Familie der tamilischen Minderheit mit Land- und Gutsbesitz gehört Rati der politisch einflussreichen Hindu-Kastengruppe der Vellalar an. Die ersten fünf Jahre lebte sie in Jaffna, im Norden Sri Lankas, bis sie um Haaresbreite einem Luftangriff der sri-lankischen Armee entkam. Um dem waltenden Bürgerkrieg zu entgehen, entschloss sich die Familie, nach Colombo zu fliehen. Zeitgleich musste Ratis Vater der Übernahme ihres Hauses durch die Armee und der Plünderung ihrer Textilgeschäfte händeringend zusehen. Eine mögliche Rettung für seine Familie sah er im Asyl gewährenden Europa. Er ergriff die Flucht nach Deutschland, in der Hoffnung, dass seine Familie bald nachkommen könnte. Dies sollte allerdings ein ganzes Jahrzehnt dauern.

Angekommen in Colombo vergaß das Kindergartenkind seine Sorgen, die der Teenagerin Rati erst später in Deutschland hochkommen würden. Die Mutter sorgte dafür, dass sie geschont von den politischen Umwälzungen mit künstlerischen Angeboten aufwuchs. In der mehrsprachigen Hauptstadt besuchte Rati bis zur neunten Klasse eine internationale Schule. In diesem kosmopolitischen Milieu lernte sie Angehörige verschiede-

ner Religionen sowie Nationen kennen. Neben ihrer Erstsprache Tamil sprach sie fließend die schulische Verkehrssprache Englisch und lernte mit FreundInnen die dortige Mehrheitssprache Singhalesisch.

Ihren Vater kannte sie nur durch Fotos, Briefe und gelegentliche Telefonate. Bis die benötigten Papiere zur Familienzusammenführung vorlagen, vergingen noch zehn Jahre. Die nach religiösen Riten geschlossene Ehe ihrer Eltern wurde für ungültig erklärt, sodass sich diese nach wiederholtem Scheitern der Anerkennung zur Ausreise wieder vermählen mussten. Zur standesamtlichen Eheschließung reisten beide Elternteile sogar in ein drittes Land, nämlich nach Thailand. Endlich gelang es der mittlerweile fünfzehnjährigen Rati, mit ihrer Familie nach Deutschland auszureisen. Mit Schmetterlingen im Bauch traf sie einen fast fremden Mann, ihren Vater. Im Laufe der ersten Monate und nach gemeinsamer Auffrischung verblasster Erinnerungsfetzen fanden aber Vater und Tochter schnell wieder zueinander.

Russisch nebenbei

Das Zurechtfinden auf der institutionellen Ebene nämlich in der Schule war für Rati jedoch eine andere Geschichte. Zunächst erfolgte die Aufteilung mit ihrem um zwei Jahre jüngeren Bruder in eine Förderklasse. Anstelle einer altersentsprechenden Klasse in der Regelschule mit begleitendem Sprachunterricht führte die Trennung in Förder- und Normalklassen zu einer Abkapselung von deutschsprachigen Jugendlichen. Dieser fehlende außerschulische Gedankenaustausch auf Deutsch hätte wohl die ungesteuerte Sprachaneignung befestigt. Einen Vergleich mit Verwandten, die dagegen in englischsprachige Länder ausgewandert sind, kann Rati nicht unterlassen. Achselzuckend merkt sie an, dass ihre Kusinen von Anfang an gemeinsamen Unterricht mit Einheimischen erteilt bekamen und darüber hinaus über einen längeren Zeitraum im Förderunterricht unterstützt wurden.

Rati jedenfalls lernte in den zwei Jahren in der Förderklasse etliche MigrantInnen kennen, besonders aus Russland und aus der Türkei. Das mühsam erarbeitete Pensum an Arbeitsblättern im gesteuerten Unterricht fand zwar nicht einen adäquaten Niederschlag in ihrem Alltag. Aber beim erweiterten Realschulabschluss

schnitt sie mit einer sehr guten Note ab. In der Zwischenzeit hat sie sich wegen ihres Freundeskreises sogar Russisch angeeignet, sodass sie von einer leichten Verwirrung zwischen zwei gleichzeitig erlebten Fremdsprachen Deutsch und Russisch spricht!

In der Integrierten Gesamtschule hatte Rati keinerlei Beratung und Ansprechmöglichkeit mehr. Vielmehr verunsicherte sie die Ankunft in einer ausschließlich „deutschen“ Welt. Sie musste die elfte Klasse wiederholen, was wohl ein erster Schlag für sie war. In ihrem Eifer wählte sie trotz entgegengesetzter Neigung Deutsch als Leistungskurs, was ihr einen zweiten Schlag erteilte. Dass sie in Deutsch eine Vier bekam, kommt ihr trotzdem als eine kleine Errungenschaft vor. Aber ihre Ratslosigkeit kannte in diesem Moment keine Grenzen und zwang sie, die Schule in der zwölften Klasse abzubrechen. Gleichzeitig fing sie an, als de facto Exilantin sich mit ihrem Ursprungsland Sri Lanka zu befassen und stellte Recherchen über den Konflikt und dessen möglichen Gründe im Internet an. Unbeabsichtigt kamen Ratis teils vergessenen traumatischen Erlebnisse hoch, sie erkrankte und blieb ein Jahr zu Hause.

In diesem Zeitraum kursierten verschiedene Gedanken in ihrem Kopf. Mit der Zeit und mit dem Überbleibsel ihrer vorigen Selbstsicherheit verschaffte sie sich Mut und Klarheit. Sie wurde politisch engagiert, informierte sich über Amnesty International und Menschenrechte. Sie nahm an politischen Demonstrationen gegen den Völkermord in ihrem Land teil. Der verheerende Tsunami von 2004 traf den Norden Sri Lankas besonders hart, der jedoch wegen fortwährenden Unruhen mit fast leeren Händen ausging und kaum internationale Rehabilitation und Hilfe bekam. Das veranlasste sie zur Mitgliedschaft beim Roten Kreuz, um dieser Art Hilfslosigkeit entgegenzuwirken.

Annerkennung ohne kulturelle Fixierung

Warum beantwortet man dennoch die Frage nach Ratis Aufstieg mit einem Jein? Ihren Lebenslauf kann man auch so sehen: Der blutige Bürgerkrieg zwischen den Singhalesen und den Tamilen hat Ratis Familie auseinander gerissen. Zu ihrem Geburtsort Jaffna konnte sie nie wieder zurückkehren. Obwohl sie in Colombo eine *Internally Displaced Person* war, bot ihr die Tatsache, dass sie einer sogenannten höheren Kastengruppe mit ökonomischem und kulturellem Kapital angehörte, einen gewissen Schutz. In der ersten Zeit in Deutschland fehlten ihr die feste Verankerung der neu angeeigneten Sprache Deutsch und ein damit verbundenes

Selbstvertrauen. Die schulische Aufteilung – als Sprachförderung ohne Überforderung gerechtfertigt – schont wohl die Einheimischen, unterwirft jedoch Neuankömmlinge einer Absonderung und stellt sie zurück. Ratis vermeintliche Unzulänglichkeit in der Schule hängt unmittelbar mit dem Verlust ihres privilegierten Status als Mitglied einer hegemonischen Kastengruppe zusammen. Hohen Erwartungen im Sinne von guter Leistung und dem Erwerb der Hochschulzugangsberechtigung konnte Rati in der neuen Umgebung nicht gerecht werden. Eine daraus zu ziehende Lehre wäre ein Kurswechsel in der migrationspädagogischen Bildungspolitik. Inklusiver Unterricht, Unterstützung und Beratung sicher beim Spracherwerb, aber auch bei der Traumataverarbeitung könnten als Anhaltspunkte dienen: eine Pädagogik der Anerkennung allerdings ohne kulturelle Fixierung.

Zu einer diasporaspezifischen Verzerrung führt außerdem ein ausschließlich medial vermitteltes Ansichtsspektrum über das Herkunftsland. Die mediale Wirklichkeit und Vernetzung erzeugen dabei manchmal eine unmittelbare Nähe und lassen einen betroffenen mit Schuldgefühlen der Entflohenen zurück. Es schießt aber an der lived reality in Sri Lanka vorbei, weil die entstehenden Bilder durch eigene Alltagserfahrungen vor Ort weder ergänzt noch berichtigt werden können.

Rati hat die Flucht ergriffen, aber die Initiative auch. Ihr Vermögen, ihr politisches Engagement und ihr naturwissenschaftliches Anliegen zum möglichen Beruf und Bestandteil ihres Lebens zu wandeln, spricht dafür, dass ihr mitgebrachtes und hier erlebtes biographisches Gepäck nicht nur belastend, sondern auch bestärkend und befreiend auf sie wirken. Ratis Biografie lässt sich entnehmen, welche Entfaltungsmöglichkeiten und Stolpersteine die hiesige Mehrheitsgesellschaft in sich birgt. Über ihren Schatten kann Rati nicht springen. Erst in der Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit, so schwer sie auch sein mag, kann Rati ihre Gegenwart in Deutschland und ihre Zukunft in jedem beliebigen Raum ausgeglichen bewältigen und für sich selbst zufriedenstellend gestalten. Ratis bisherigen Werdegang würde ich so zusammenfassen: Aufstieg: Nicht unbedingt; Chance: Aber sicher! Wird die Mehrheitsgesellschaft ihre Chance wahrnehmen und endlich die Initiative ergreifen?

Radhika Natarajan promoviert interdisziplinär zum Thema „Deutscherwerb bei erwachsenen Flüchtlingsfrauen aus Sri Lanka“ an der Uni Hannover. Ein Jahrzehnt war sie Lehrkraft und Ausbilderin für Deutsch als Fremdsprache am Goethe-Institut, Mumbai, Indien.

Weixin Zha

Wie sie kamen und blieben.

Ein Hörbeitrag (Transkript)

Warum tauschen Eltern ihre eigene Zukunft gegen die ihrer Kinder? Viele chinesische Eltern „opfern“ sich für ihre Kinder und bleiben in der Bundesrepublik - trotz begrenzter Aufstiegschancen. Was für Hoffnungen setzen diese Eltern in ihre Kinder? Verstehen die Kinder ihre Eltern? Ein Generationen-Porträt einer chinesischen Familie in Deutschland.



Foto: Weixin Zha, Eine chinesische Familie wie viele.

Oktober 1993. Der Juniorprofessor Zhu Bin bekommt in China ein Stipendium für einen einjährigen Forschungsaufenthalt an einem Informatiklehrstuhl in Saarbrücken. Dann bietet ihm sein Chef an bei ihm zu promovieren. Das Doktoranden-Gehalt macht es möglich seine Frau Xinglili und seine Tochter Hangzi nach Deutschland zu holen.

O-Ton Xing Lili: „Am Anfang war es für uns nur als Besuch gedacht. Deshalb war er sehr glücklich, als ihm sein Chef die Stelle anbot, weil Frau und Tochter die Chance bekamen Deutschland zu sehen.“

Zu der Zeit war der Lebensstandard in Chinas Städten deutlich niedriger als in Westeuropa. Das erklärt die damalige Anziehungskraft von Deutschland auf viele chinesische Studenten.

O-Ton Zhu Bin: „Damals war es sehr schwierig ins Ausland zu kommen. Deshalb haben wir gleich im ersten Jahr England, Spanien und viele weitere Länder bereist. Manche fragten, was reist ihr soviel rum, bringt das Geld besser nachhause. Da hab ich gesagt, wozu Geld nachhause bringen, kann ich ja noch später verdienen.“

Doch aus dem einen Jahr wurde mehr: Zhu Bin promovierte und seine Frau arbeitete inzwischen in einem Krankenhaus. Nach drei Monaten wollte Tochter Hangzi nicht mehr in die Strenge der chinesischen Schule zurück.

O-Ton Hangzi: „Hier in Deutschland war das damals wirklich wie Kindergarten. Und es war toll, weil man sich frei und kreativ entfalten konnte.“

Ihre Eltern sahen auch die Vorteile des deutschen Schulsystems. Aber der Anfang war für ihre Tochter nicht leicht.

O-Ton Hangzi: „Am Anfang konnte ich überhaupt kein Deutsch und musste am dritten Tag mit meinem Jetlag schon in die Schule. Da waren die Kinder total neugierig und wollten mit mir reden. Und ich konnte nur mir Ja oder Nein antworten. Irgendwann haben sie sich gedacht: Boah, voll langweilig und haben nicht mehr mit mir gesprochen.“

Auf dem Gymnasium war Hangzi gut in Mathe, aber gehörte nicht zu den Coolen der Klasse.

O-Ton Hangzi: „Für mich war Selbstbestätigung durch Noten: Ich dachte wenn die anderen cool sind, dann bin ich halt gut in der Schule. Irgendetwas muss ich ja haben.“

Vielleicht lag dieser Weg zu Selbstvertrauen auch nahe. Nach drei Jahren Schule in China war sie es gewohnt, an Noten gemessen zu werden. Diese Anfangsprobleme sind für Hangzi längst Vergangenheit. Die 23-Jährige studiert Wirtschaftschemie in Münster und fühlt sich hier wohl mit ihrem deutschen Freund und Mitkommilitonen.

Im Jahr 2000 fiel der endgültige Entschluss zu bleiben: Zhu Bin war mit seiner Promotion fertig. Das zweite Kind, Kai, war unterwegs. Xinglili hatte einen sicheren Job, als Ärztin für Traditionelle chinesische Medizin in einem Gesundheitszentrum. Als Hausfrau wäre sie nicht geblieben. Aber hauptsächlich bleiben die Eltern wegen der Tochter. Nach so langer Zeit in Deutschland hätte es Hangzi in China auf keine gute Uni geschafft. Ihre Mutter bringt es auf den Punkt:

O-Ton Xinglili: „Ohne gute Uni, später keine gute Arbeit und keine gute Zukunft.“

Aber die Eltern wussten, dass sie gleichzeitig Abstriche bei ihrer eigenen Zukunft machen. Wie für andere chinesische Familien, hat Karriere in Deutschland für sie Grenzen. Statt Heilpraktikerin wäre Xinglili jetzt Chefärztin. Der 52-jährige Zhu Bin ist jetzt Projektleiter bei einer mittelständischen IT-Firma. Seine ehemaligen Kommilitonen in China sind jetzt alle Professoren, oder Direktoren. Wäre er und seinem in China geblieben, wäre er mit seinem Bildungsgrad in ähnlichen hohen Positionen.

O-Ton Zhu Bin: „Deutsche können das vielleicht nicht verstehen, wie Eltern wegen des Kindes auf soviel verzichten können.“

Die Eltern haben verzichtet um ihren Kinder eine bessere Chance zu geben. Sie möchten auch, dass Hangzi und Kai etwas daraus machen. Die Kinder stehen unter dem Druck die Eltern nicht zu enttäuschen. Schließlich hat Hangzi die schwierige Anfangszeit ihrer Familie in Deutschland selbst mitgemacht.

O-Ton Hangzi: „Dann möchte man ja auch irgendwann das zurückgeben, was meine Eltern mir gegeben haben. Ich habe den Unterschied ja auch gesehen.“

Sie weiß, dass sie es im deutschen Bildungssystem besser hat als Gleichaltrige in China. Im selektiven chinesischen Schulsystem ist der Druck gute Noten zu schreiben hoch. Schule von sieben morgens bis sieben

abends üblich. Hausaufgaben bis zwölf Uhr nachts auch. Ihre Eltern wollten ihr das ersparen.

Die Lage ihres Bruders Kai ist anders. Der Neunjährige kennt den Vergleich mit Gleichaltrigen in China nicht. Er ist in den hart erarbeiteten Wohlstand hinein geboren. Im Gegensatz zu seiner 14 Jahre älteren Schwester musste er nie mitsparen: Er kriegt das Spielzeug, was er möchte. Sein Vater wünscht sich, dass er später Medizin oder Wirtschaft studiert. Hauptsache etwas Handfestes.

O-Ton Zhu Bin: „Natürlich hoffen wir dass unsere Kinder etwas Praktisches lernen, eine Fertigkeit mit der sie später ihre Familie ernähren können. Das ist eine traditionelle Denkweise.“

Traditionell ist chinesischen Eltern in Deutschland Bildung sehr wichtig. Dass ihre Kinder später studieren ist unausgesprochene Selbstverständlichkeit. Nicht umsonst gibt es das chinesische Sprichwort:

O-Ton Zhu Bin: „In Büchern findet sich ein Haus aus Gold und Jade. Gold steht für Reichtum, Jade steht für eine hübsche Frau. Wenn du gebildet bist, hast du gesellschaftliche Stellung. Erst wenn du gesellschaftliche Stellung hast, kannst du in einer Gesellschaft Fuß fassen.“

Weixing Zha, 20, studiert Wirtschaftswissenschaft an der Universität Mannheim und engagiert sich bei radioaktiv Campusradio MA HD. Sie ist Stipendiatin im Programm "Medienvielfalt, anders" der Heinrich-Böll-Stiftung.

III Hürden über Hürden

In dieser Rubrik wollen die AutorInnen Einzelschicksale und Lebensläufe aufzeigen, die die schwierige Ausgangslage für viele dazu gezoogene und einheimische Menschen mit Zuwanderungsgeschichte illustrieren. Menschen, die überall auf Hürden stoßen: im Alltag, zwischen Bürokratiemühlen, in den Strukturen. Oft resignieren die Betroffenen vor dieser Wettbewerbsverzerrung gegenüber den „InländerInnen“, manchmal rebellieren sie gegen diese Ungerechtigkeit, nicht selten zu ihrem eigenen Nachteil. Aber genauso oft gehen sie mit solchen Situationen konstruktiv um. Sie geben nicht nach, kämpfen bis zum Ziel und schlagen im wahrsten Sinne ihr Kapital daraus:



- Die immensen Hürden, die Flüchtlinge in diesem Land überwinden müssen, wenn sie den Weg bis zu einem Studium finden wollen, thematisiert **Filiz Ke-küllüoglu** in ihrem Portrait einer jungen bosnischen Flüchtlingsfrau.
- **Marsida Luca** spricht in ihrem Audiobeitrag mit Fabio, der als Jugendlicher aus Kolumbien nach Deutschland gekommen ist, über seine gescheiterten Anläufe, das Abitur zu erreichen und seine ungewisse Zukunftsperspektiven.
- **Florian Tenk** stellt in einem Portrait des tansanischen Ingenieurs Matthew Matimbwi ein gutes Beispiel vor, das zeigt wie „Wissensexporte“ effektiver als rein materielle Entwicklungshilfe wirken können.
- **Yue Zhang** zeichnet in ihrem Mehrfachinterview die Fußstapfen junger, erfolgreicher MigrantInnen nach und kommt zu einer eindeutigen Schlussfolgerung: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.
- **Dana de la Fontaine** diskutiert mit Turgut Altug über Vorurteile, die MigrantInnen als UmweltverschmutzerInnen brandmarken und wie Umwelt Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen verbinden kann.
- **Raffaele Nostitz** erzählt von seiner eigenen Geschichte: Zwischen zwei Welten, zwischen zwei Identitäten, zwischen zwei Gesellschaften. Beide Seiten akzeptieren ihn nicht als vollwertiges Mitglied, dennoch findet er seinen Platz.
- **Ludmilla Khodai** erzählt die Geschichte oder besser Odyssee von Fahrrad erzählt die Lebensgeschichte oder besser gesagt: Odyssee eines "Hürdenläufers", des iranischen Flüchtlings, der als Minderjähriger nach Deutschland flüchtete und sich durch- und hochkämpfen musste.

Filiz Keküllüoglu

Von der Duldung zur Staatsbürgerschaft

Fahreta Sehmehmedovic sitzt im Schneidersitz zwischen Bücherstapeln und blättert im „Schönfelder. Deutsche Gesetze“. Ihre großen grünen Augen richten sich nun ganz konzentriert auf ihren Bildschirm. In 24 Stunden muss sie ihre Semesterarbeit abgeben. Doch sie verliert nicht die Nerven. Ihre einzige Sorge zurzeit ist nur ihr Jurastudium – vor drei Jahren war sie kurz vor der Abschiedung.

Wenn man die 23-Jährige fragt, warum sie Jura studiert, lacht sie unbefangen und sagt „Weil ich Gesetze liebe!“. Und das, obwohl deutsche Gesetze, vor allem das Ausländergesetzbuch, ihren Aufenthaltsstatus in Deutschland 13 Jahre lang bekämpft haben.

Permanente Flucht

Fahreta ist Bosnierin. Sie zählt zu denjenigen, die direkt vor dem Ausbruch des Krieges Bosnien Herzegowina verlassen konnten. Mit ungemütlichen Zwischenstopps in Slowenien und München erreichte ihre Familie und sie 1993 ihre Endstation Berlin. Aber mit der Ankunft war noch lange nicht die Sicherheit garantiert. Die Sehmehmedovics wurden erst einmal „geduldet“. Wie lange? Unter welchen Bedingungen? Mit welcher Aussicht? Sie wurden mit Fragen geduldet, die noch in der Luft hingen. „Jederzeit kannst Du nicht mehr geduldet sein. Währenddessen hast Du keine Rechte“, das unbefangene Lächeln ist wie weggefegt und Ernsthaftigkeit und Strenge machen sich in Fahretas Gesicht breit. Als „Geduldeter Mensch“ hat man weder das Recht auf Arbeit, noch darf man Berlin verlassen. „Wie ein Gefängnis irgendwo“, sagt sie leise und ihre ansonsten so strahlend grünen Augen senken sich.

Der Alltag ihrer Eltern bestand darin, ständig zum Anwalt, zur Ausländerbehörde und zum Gericht zu gehen. Jeder Tag war ein Kampf, in ihrer neuen Heimat zu bleiben. Sie haben gekämpft, die Familie beisammen zu halten. Oft haben sie mit ansehen müssen, wie ein Stück Papier mit dem Stempel „abgeschoben“ andere bosnische Familien in ihrem Asylwohnheim zerrissen haben, weil nur einige Familienangehörige Deutschland verlassen mussten.

Da bleibt für die Eltern keine Zeit, sich mit dem deutschen Schulsystem auseinanderzusetzen. Für Fahreta

aber war die Bildung umso wichtiger: „Ich habe die Schule gemocht. Nur die Schule war der normale Alltag und sicher. Das andere Leben war so unsicher.“ Sie weiß, wenn sie sich immer wieder ihren „geduldeten“ Status vor Augen geführt hätte, dann hätte sich eine große und zugleich gefährliche Gleichgültigkeit in ihrem Leben breit gemacht. Aber die Schule stellte eine Zuflucht für sie dar, ein Entkommen vor der Angst und der Unsicherheit.

Aus ihrem Schulalltag wurde Fahreta sehr oft herausgerissen. Sie hatte nicht immer Zeit für Mathematik, Französisch oder Geschichte und musste fast immer ihre Eltern zum Amt begleiten, um schlechte Nachrichten zu übersetzen. Das hinterfragte Fahreta gar nicht. Es war ja ihr „normaler“ Alltag.

Die Lernbedingungen waren auch nicht immer optimal. Die ersten Jahre lebten die Sehmehmedovics in einem kleinen Raum in einem Asylwohnheim. Kein Raum für Privatsphäre, fürs Lernen, fürs Träumen. Als ihren meisten MitschülerInnen mit zwölf Jahren der Übergang von der Grund- zur Oberschule die größte Sorge bereitete, musste Fahreta mit anderen Realitäten kämpfen. Die Ausländerbehörde hat 1998 den Sehmehmedovics eine „Grenzübertrittsbescheinigung“ erteilt. „Das ist quasi dein Flugticket, ein anderes Wort ist auch Abschiebung“ sagt Fahreta betrübt. Der langjährige und mühselige Kampf mit der Ausländerbehörde hat ihr den Zynismus antrainiert.

„Wir sind Paragraph 23 a“

Als der Abschiebungsbescheid kam, hatte Fahreta gerade ihre Empfehlung für das Gymnasium erhalten. Ein neues Kapitel sollte doch für sie in Deutschland– in ihrer Heimat– beginnen und nicht im fremden Bosnien, wo sie nichts und niemanden kannte. Ihre Sensibilität für Gesetze und Paragraphen hatte Fahreta also schon mit zwölf entwickelt. So einfach sollte man sie nicht in ein für sie nun fremdes Land abschieben dürfen: Der Berliner Innensenator erteilte ihrer Familie nach „Paragraph 23 a“ eine „Aufenthaltsgewährung in Härtefällen“. Mit dieser knappen Nennung des Paragraphen wollte sich Fahreta nicht zufrieden geben. Sie wollte nachlesen und selbst erfahren, was nun die Grenzen und die Bedingungen für ihren Aufenthalt sind. Als sie nach

dem Gesetzbuch fragte, bekam sie die dreiste Antwort vom zuständigen Beamten: „Was geht dich das denn an!“. Fahretas Stimme bebt und ihre Augen werden feucht, doch sie verliert nicht die Beherrschung. Doch auch ohne Kenntnisse in Rechtswissenschaften wusste Fahreta damals, dass Gesetzbücher wichtig sind – so wichtig, dass sie über Schicksale entscheiden können.

Der Kampf um die Aufenthaltsgenehmigung ging weiter. Laut Paragraph 23 a des Ausländergesetzbuches durften die Sehmehmedovics nur in Deutschland bleiben, solange sie ihren Lebensunterhalt selbständig bestreiten konnten. „Wenn ich 13 Jahre nicht gearbeitet habe, wer nimmt mich denn noch auf dem Arbeitsmarkt?“ empört sich Fahreta und kann die absurde Logik nicht verstehen. Doch sie hatten Glück, denn ihr Vater erhielt ein Arbeitsangebot. Um die Niederlassungserlaubnis zu erhalten, musste der Vater fünf Jahre lang ununterbrochen arbeiten und die Kinder erfolgreich in der Schule sein. „Wenn man also keine Musterfamilie ist, wenn man ein paar Probleme hat, kann man den Aufenthalt in Deutschland vergessen“, Fahretas Stimme wird laut und ihre Wangen rot vor Wut: „Ich finde, das ist menschenunwürdig.“ Dann wird Fahreta wieder sehr ruhig und starrt mit eisigen Augen auf ihren Bildschirm. Sie erinnert sich noch ganz klar, was sie damals empfunden hat: „Ich fühlte mich vom deutschen Staat aussortiert. Wenn wir nicht gut sind, müssen wir Deutschland verlassen; das ist eine seelische Qual.“

„Ich liebe Gesetze“

Für ihre Familie und Fahreta ist der Kampf aber nun vorbei. Nachdem sie 13 Jahre lang mehrere Niederlagen vor Gericht erleben mussten, hat es 2006 endlich geklappt. Seitdem dürfen die Sehmehmedovics gesetzlich abgesichert, aber immer noch befristet, in Deutschland leben. Der nächste Schritt, was von Ex-AsylantInnen verlangt wird, ist Integration. „Aber ich frage mich, inwieweit sich meine Eltern integrieren können, wenn sie solange von Deutschen fern gehalten

worden sind?“. Fahretas Frage scheint keine rhetorische zu sein.

Fahreta hat als einzige die unbefristete Aufenthaltsgenehmigung bekommen, weil sie hier ihr Abitur absolviert hat. Mittlerweile hat sie einen Antrag auf die deutsche Staatsbürgerschaft gestellt und er wurde ihr genehmigt: Fahreta wird Deutsche. Nachdem sie jahrelang als ein Fremdkörper der deutschen Gesellschaft und als Objekt der ausgrenzenden deutschen Gesetze behandelt wurde, wird sie ein rechtmäßiger Teil dieser Gesellschaft – ohne jemals wieder mit der Angst kämpfen zu müssen, morgen oder übermorgen aus ihrer Heimat abgeschoben zu werden. Ob sie sich auch wirklich jemals „deutsch“ fühlen kann, nachdem Deutschland so lange versucht hat, sie loszuwerden? „Egal was ich mache, ich werde immer Ausländerin sein - egal, ob ich den deutschen Pass habe, egal ob ich das Grundgesetz auswendig kenne.“ Sie versucht nun ihre Stimme unter Kontrolle zu halten, doch ihre Enttäuschung ist nicht zu überhören.

Nun studiert Fahreta Jura im siebten Semester und ist sehr erfolgreich. Der lange Kampf um ihren Aufenthalt scheint sie eher vor dem deutschen Gesetz abgehärtet, als abgeschreckt zu haben. Die Komplexität und die Widersprüchlichkeit in den unterschiedlichen Gesetzbüchern, die ihr Leben lange genug erschwert haben, faszinieren sie nun. Das Ausländergesetzbuch soll ihr aber fern bleiben. Sie kann das Ausländerrecht nicht mit sich selbst verbinden. „Ausländerrecht ist nicht etwas, was ich mit mir selbst in Verbindung bringe“, sagt sie und lacht wieder dabei herzlich. Aber insgeheim gibt sie auch zu, dass sie ja „eventuell unbewusst davon loskommen“ will. Fahreta will die Gesetze verstehen, durchdringen und über sie herrschen. Sie will Richterin werden, weil sie Gesetze liebt.

Filiz Keküllüoglu, 22, absolviert derzeit ihren Master in International Conflict Studies am King's College London.

Dana de la Fontaine

Umweltbildung von und für MigrantInnen - Interview mit Turgut Altug

Turgut Altug lebt seit fast 16 Jahren in Deutschland, die meiste Zeit davon in Berlin. Er kam mit 26 Jahren aus der Türkei und promovierte im Bereich Agrarwissenschaft an der Universität Hohenheim. Seit fast anderthalb Jahren arbeitet er im Türkisch-Deutschen Umweltzentrum in Berlin. Zusätzlich ist er Mitherausgeber der türkisch-deutschen MigrantInnen Umweltzeitschrift MUZ, die bundesweit fast alle türkischen Gemeinden und Umweltgruppen erreicht.

Dana de la Fontaine: Auf der [Internetseite des Türkisch-Deutschen Umweltzentrums](#) ist zu lesen, dass unter MigrantInnen oft ein geringes Umweltbewusstsein existiert. Wie äußert sich das genau?

Turgut Altug: Natürlich würde ich es nicht so pauschalisieren, sondern folgendermaßen ausdrücken: Wir stehen hier vor einem sozialen Problem und das hat unter anderem mit dem Bildungsniveau und einem Informationsdefizit unter MigrantInnen zu tun. So haben viele deutsche Naturschutzverbände MigrantInnen bisher kaum als Zielgruppe angesprochen, auch wenn sich diese Situation in der letzten Zeit bereits etwas geändert hat. Es ist aber so, dass wir hier oft mit Menschen arbeiten, die aus den ländlichen Regionen nach Deutschland zugewandert sind, in die grundsätzlich kaum investiert wird.

Man könnte davon ausgehen, dass die oftmals prekäre ökonomische Lage unter MigrantInnen zu einem sparsamen und umweltfreundlichen Alltag führen würde, stimmt das?

Turgut Altug: Der ökologische Fußabdruck von MigrantInnen ist eindeutig kleiner im Vergleich zum Rest der Gesellschaft. So fahren sie aus Kostengründen nicht mehrmals im Jahr in Urlaub usw. Trotzdem ist es für uns unerlässlich, MigrantInnen Informationen zum Thema Umweltschutz zur Verfügung zu stellen.

Kann man sagen, dass die oft aus ländlichen Regionen stammende erste Generation der MigrantInnen mehr Umwelt- und Konsumbewusstsein hat als die zweite, dritte oder vierte Generation?

Turgut Altug: Meines Erachtens hatte man bis in die zweite Generation noch eine Perspektive, dass man hier in die Schule geht, dann studiert und so weiter. Die Kinder und Jugendlichen in der dritten und vierten Ge-

neration haben hingegen meist keine Arbeitsplätze, stehen ohne Ausbildung da, viele sind sogar Schulabbrecher... Und es geht mir hier nicht darum, sie in Schutz zu nehmen, sondern um die Frage, warum wir diese Menschen und ins besondere Jugendliche in Sachen Umweltschutz nicht erreichen können. Wir stoßen da auf ein Desinteresse, was aber unter Jugendlichen im Allgemeinen ein Problem darstellt. Für mich hat die Bildungsarbeit im Umweltbereich auch direkt etwas mit Integrationspolitik zu tun. Das können wir nicht voneinander trennen. Wenn wir uns anschauen, inwieweit MigrantInnen an der hiesigen Gesellschaft teilnehmen, dann stellen wir fest, dass Umweltbewusstsein auch etwas mit der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht zu tun hat. Sowohl unter MigrantInnen als auch unter Nicht-MigrantInnen ist das Umweltbewusstsein bei den sozial benachteiligten Teilen schwächer ausgeprägt.

Inwiefern stellt Umweltpolitik ein Integrations- und Partizipationsfeld für MigrantInnen dar? Wenn man bedenkt, dass viele von ihnen kein Wahlrecht genießen, warum sollte man sich dann überhaupt politisch engagieren?

Turgut Altug: Wir haben die Situation, dass viele MigrantInnen hier seit 40-50 Jahren gearbeitet und Steuern bezahlt haben, aber noch immer weder wählen, noch gewählt werden können. Als ich selbst davon betroffen war, hatte ich das Gefühl, ich existierte nicht. Das ist für mich ein großes Manko unserer Demokratie und da muss sich auf jeden Fall etwas ändern, zumindest auf der kommunalen Ebene. In Holland oder in Schweden gibt es bereits interessante Ansätze der politischen Beteiligung für MigrantInnen. Deutschlands Demokratie hinkt in diesem Zusammenhang hinterher. Das liegt an der Politik konservativer Kräfte, vor allem der CDU. Aber das muss sich ändern, denn es ist nicht mehr zeitgemäß, wenn auf vielen Straßen in Berlin fast 50% der Kinder aus einer Migranten-Familie kommen.

Natürlich müssen sich gleichzeitig auch MigrantInnen in der Gesellschaft politisch engagieren. So beteiligen sich zum Beispiel viele nicht an öffentlichen Kundgebungen oder Demonstrationen, auch wenn es um sie direkt betreffende politische Entscheidungen geht. Da sehe ich meistens Deutsche, die für die Rechte der MigrantInnen kämpfen oder sich in Vereinen engagieren. Na-

türlich gibt es hier auch MigrantInnen-Organisationen. Diese haben allerdings oft – nicht immer – einen elitären Charakter. Und von daher ist es wichtig, dass MigrantInnen sagen „Das ist meine Gesellschaft, mein Land und ich setze mich dafür ein, dass sich die Dinge ändern!“. Das ist für mich eine echte Wahldemokratie.

Was muss sich ändern, damit das passiert?

Turgut Altug: Ich denke, dass die Verbesserung der gesetzlichen Rahmenbedingungen in dieser Hinsicht wichtig ist. Wenn ich hier zur Welt komme und mich in einem Alter von 18 bis 22 Jahren zwischen der türkischen und der deutschen Staatsbürgerschaft entscheiden soll, dann werde ich gezwungen, einen Teil meiner Identität aufzugeben. Ich meine, diese Kinder sind hier geboren, sind hier aufgewachsen, gehen hier zur Schule und haben aber – wenn sie sich für die türkische Staatsbürgerschaft entscheiden – in Deutschland kein Wahlrecht. Wir sollten Menschen aber nicht vor solche Entscheidungen stellen: Kein entweder oder. Ich sage: sowohl als auch. Denn es gibt Dinge, die man von der einen und von der anderen Kultur aufnimmt und daraus ergibt sich eine Mischung. Das ist dann etwas Neues und gehört einfach dazu. Deswegen brauchen wir neue Rahmenbedingungen, die diesen Kindern vermitteln, dass dieses auch ihr Land ist: Gleiche Chancen für alle!

Euer Gartenprojekt im Kinderbauernhof im Görlitzer Park in Berlin setzt ja genau da an. Wie haben türkische und deutsche Familien auf diese Initiative reagiert?

Turgut Altug: Wir haben 2008 mit diesem Gartenprojekt in Kooperation mit dem Kinderbauernhof Görlitzer e.V. angefangen. Der Kinderbauernhof hat uns eine Fläche von 200 Quadratmetern zur Verfügung gestellt,

die wir in einzelne Parzellen aufgeteilt haben. Es haben sich 30 Familien beworben, von denen wir leider nur 14 aussuchen konnten. Es sind vor allem junge Familien, sowohl türkische als auch Neu-Berliner, Alt-Berliner, aber auch aus Südamerika und Osteuropa sind welche dabei. Die Gestaltung blieb jedem selbst überlassen, solange sie ökologisch-biologisch gärtnern – also ohne den Einsatz von chemischen Düngern, Pestiziden, Fungiziden oder Herbiziden. Wie auch in den anderen 90 interkulturellen Gartenprojekten in Deutschland können hier Menschen aus unterschiedlichen Kulturen zusammenkommen und nicht nur zusammen gärtnern, sondern voneinander lernen. Die Tatsache etwa, dass viele MigrantInnen aus ländlichen Regionen kommen, hat hier einen sehr positiven Effekt. So stellen wir immer wieder fest, wie naturverbunden viele MigrantInnen sind und wie viele Ressourcen sie mitgebracht haben. Durch den Austausch von Erfahrungen merken viele, dass sie bereits viel wissen und sich hier im Garten auf gleicher Augenhöhe begegnen. Für mich ist der Garten wie ein Mikrokosmos unserer Gesellschaft, wie ich sie mir wünsche. Hier kommen Menschen zusammen, egal welchen Geschlechts, welcher Herkunft, sexueller Orientierung, Religion oder Hautfarbe.

Vielen Dank für das Gespräch!

Dana de la Fontaine studierte in Tübingen Politikwissenschaft und Romanistik. Sie promoviert am Promotionskolleg Global Social Policies and Governance an der Universität Kassel zum Thema: „Neue Dynamiken in der Süd-Süd-Kooperation. Indien, Brasilien und Südafrika als Emerging Donors“.

Marsida Luca

Der Hürdenläufer

Ein Hörbeitrag (Transkript)

Fabio Emerson Taberes Clavijo ist Kolumbianer und lebt seit 10 Jahren in Frankfurt. Er wohnt in einer Altbauwohnung in der Nähe von Altsachsenhausen. Die alte Rundtreppe knirscht beim Hochlaufen in den vierten Stock und im Treppenhaus duftet es nach dem Pizzarestaurant im Erdgeschoss. Fabio öffnet die Tür mit einem coolen Lächeln. Der 24-Jährige besucht seit einem Monat das Abendgymnasium Frankfurt. In vier Jahren, wenn er 28 wird, möchte er das Abitur in der Tasche haben.

Zwei kleine Narben an Fabios Kinn und an seinem rechten Wangenknochen sind nur aus der Nähe erkennbar. Sein bisheriger Schul- und Berufsweg in Deutschland war schwierig und hat Spuren hinterlassen. Er durchlief die Gesamtschule, Berufsschule, zwei abgebrochene Ausbildungen und verschiedene Jobs. Jetzt will er Abitur machen.

O-Ton Fabio: Man fühlt sich nicht mehr wertlos, man wird auch anders angeguckt, wenn man Jemandem erzählt: „Ich mache jetzt meine Schule weiter.“ Ich habe mich früher wirklich nutzlos gefühlt, ich würde es eh zu nichts bringen. Abitur war für mich immer ein Traum, der nie in Erfüllung gehen würde, habe ich gedacht. Ja, jetzt wo ich die Chance habe noch mal zur Schule zu gehen, nutze ich sie auch.

Fabio Clavijo ist ein Hip-Hoper von Kopf bis Fuß. Auf seinem frisch geschnittenen Irokesenhaarschnitt thront ein weißes Käppi, nur eines von vielen in seinem Schrank. Die schwarz-silbernen Kreuzsteckohrings und die gleichfarbige Kreuz-Kette sind perfekt aufeinander abgestimmt und nicht gerade dezent. Fabio wurde katholisch erzogen. Mit 14 Jahren immigriert er nach Deutschland. Seine Mutter, die seit längerer Zeit in Frankfurt lebt, holt ihn zu sich. Er wiederholt die achte Klasse an einer Gesamtschule, doch reichen seine Deutschkenntnisse und damit auch seine Noten nach einem Jahr nicht aus, um in die Neunte versetzt zu werden. Er soll in die Berufsschule.

O-Ton Fabio: Ich wurde einfach zum Direktor gebeten. Ich sollte ein Papier unterschreiben zur Versetzung. Was ich allerdings nicht wusste: Es war eher schlecht

für mich und so bin ich ins kalte Wasser gesprungen damals in der Berufsschule.

Die Kombination aus Praxis und Unterricht soll die Schüler auf das Berufsleben im Bereich Holztechnik und Raumgestaltung vorbereiten. Richtig gefördert fühlt sich Fabio hier nicht.

O-Ton Fabio: Wir waren sozusagen auf uns alleine gestellt, Schulabbrecher. Egal was für einen Hintergrund man hatte, wir waren die Letzten von den Letzten. Dort hat sich Niemand für meine Vorgeschichte interessiert. Wenn du dort gelandet bist, sind die davon ausgegangen, du hast kein Bock auf Schule gehabt. Man sollte sich schon mit den Jugendlichen hinsetzen und analysieren: Woher kommt der? Was hat ihn jetzt dazu gebracht, dass er jetzt so ist? Was für Stärken und Schwächen hat er, damit man ihn fordert und fördert. Letztendlich hätte ich mir mehr Einzelunterstützung gewünscht. Das heißt zum Beispiel, wenn einer die Sprache nicht beherrscht, dann wird einfach noch mehr mit ihm gearbeitet. Man sollte jede Person einzeln unterstützen.

Mit der Zeit werden die Deutschkenntnisse besser und seine Anstrengungen mit einem sehr guten Hauptschulabschluss belohnt. Ein halbes Jahr später findet er eine Ausbildungsstelle als Maurer.

O-Ton Fabio: An erster Stelle war ich froh, dass ich eine Ausbildung gefunden hatte, weil meine Freunde in dem Alter bereits eine Ausbildungsstelle hatten und ich wollte da nicht Außen vor bleiben. Aber im Endeffekt war das eine Rettung eher. Es war nicht unbedingt das, was ich mir vorgestellt hatte, aber ich habe damals gedacht: „Besser als nichts.“ Die Ausbildung sollte drei Jahre dauern, aber ich habe sie aus gesundheitlichen Gründen nach zwei Jahren im gegenseitigen Einvernehmen abgebrochen. Ich hatte eine Verletzung an der linken Hand, so dass ich der Leistung nicht mehr gerecht werden konnte.

Fabio beginnt die Suche von neuem, indem er an einem Berufsqualifizierungsjahr teilnimmt. Die Ausbildung bei einem Autolackierer scheint für ihn das Richtige zu sein.

O-Ton Fabio: Die Arbeit hat mir sehr viel Spaß gemacht, aber die Arbeitsverhältnisse waren nicht so, dass man dort eine Zukunft aufbauen konnte. Am Ende musste ich das Arbeitsverhältnis kündigen, weil mein Chef sich geweigert hat zu zahlen. Er meinte, dass das Geschäft nicht gut laufen würde. Ich habe insgesamt ein Jahr bei der Lackiererei gearbeitet und sechs Monate von dieser Zeit habe ich kein Gehalt von meinem Arbeitgeber gesehen. Ich habe mich wie in einer Sackgasse gefühlt und wusste nicht, wie ich nach Hause gehen und es meiner Mutter erklären sollte, weil sie sehr viel Wert darauf legte, dass ich wieder einen Ausbildungsplatz gefunden hatte. Man ist entmutigt und hat keinen Glauben daran, dass es anders wird, weil man älter wird und die Chancen geringer. Es kam dazu, dass ich mich habe fallen lassen und mich gar nicht mehr darum gekümmert habe. Man hat keinen Bezugspunkt.

Müde wirkt er, abgeschlagen...

O-Ton Fabio: Man denkt man hat versagt, wer soll einen noch nehmen mit der Vorgeschichte mit den Bewertungen – mit einem Hauptschulabschluss. Ich hab in meinem Leben bestimmt über 300 Bewerbungen geschrieben und abgeschickt. Das ermutigt einen nicht gerade. Hauptschulabschluss, Schulabbrecher, Ausbildungsabbrecher.

Nach einer langen Zeit des Sich-gehen-lassen, reißt sich Fabio zusammen und jobbt über Monate bei ver-

schiedenen Arbeitgebern. So vergehen zwei Jahre, bis er beschließt das Abendgymnasium zu besuchen.

O-Ton Fabio: Ich glaube ich zähle zu den Menschen, die öfter als 100 Mal beim Arbeitsamt waren und nachgefragt haben, welche Chancen es gibt, sich weiter zu bilden. Und ich muss sagen: Ich habe nie von einem Ansprechpartner von der Abendschule gehört. Ich wurde immer abgefertigt: „Schreiben Sie weiter Bewerbungen und sehen Sie zu, dass Sie was finden.“

Von seinem Nachbar erfährt er von der Abendschule. Das Abendgymnasium Frankfurt setzt eine abgeschlossene Berufsausbildung oder anderthalb Jahre Berufserfahrung voraus. Im ersten Jahr wird aufgefrischt, Deutsch, Mathe, Englisch, ein halbes Jahr später kommen andere Fächer hinzu. Der Unterricht beginnt um vier Uhr nachmittags und endet abends um neun. Wieder die Schulbank zu drücken ist gewöhnungsbedürftig, es wird viel mehr erwartet, dazu zählt auch mehr Verantwortung. Fabio hat Pläne für die Zukunft.

O-Ton Fabio: Das kleinste Ziel, das ich jetzt habe, ist mein Abitur zu schaffen. Was danach kommt, steht noch in den Sternen, aber ich hoffe ich schaffe es irgendwann in die Uni und kann dort etwas studieren, das mir gefällt.

Marsida Lluca studiert Publizistik, Politikwissenschaft und Psychologie in Mainz. Sie ist Stipendiatin im Programm "Medienvielfalt, anders" der Heinrich-Böll-Stiftung.

Florian Tenk

Tankstelle Wissen – Wie Migration Entwicklung fördert

Was bewegt einen Tansanier nach Deutschland? Und was bewegt ihn, Deutschland wieder zu verlassen? Matthew Matimbwi stellt ein gutes Beispiel für Entwicklungsmigration dar. Heute lebt und arbeitet der 45-Jährige in Daressalam. Vor zehn Jahren studierte er noch in Flensburg.

Warten lohnt sich

Daressalam sehnt sich nach Regen. Mit einem warmen, feuchten Händedruck empfängt Matthew täglich Gäste in seinem Büro der „Tanzania Solar Energy Association“ (TASEA). Um den vielbeschäftigten eher kleinen Mann zu sprechen, muss man mit einer mittellangen Wartezeit rechnen. Wenigstens wird diese mit wohlriechendem Schwarztee und einer aktuellen Ausgabe des tansanischen Magazins „SunENERGY“ verkürzt. Leider sind die Artikel auf sehr technischem Kiswahili verfasst. Die Langeweile lässt die Augen durch den Raum schwirren: Die mit Computern bestückten Schreibtische sind von halbhohen Holzwänden umrahmt, die konzentriertes Arbeiten und kommunikativen Austausch zugleich ermöglichen. In den Regalen stapeln sich feinsäuberlich beschriftete Aktenordner und am anderen Ende des kleinen quadratischen Raumes verstecken sich unter einem großen Tuch Kisten und ausrangierte Computer. Nun hat das Warten ein Ende. Matthew entschuldigt sich höflich für die Verspätung und setzt sich an die andere Seite des massiven hölzernen Schreibtischs.

Unweit entfernt von seinem Büro kann man das Knatzen der Busse hören, die sich vom Busbahnhof Ubungo aus auf den Weg ins Landesinnere machen. Mit einem dieser bunt lackierten Busse kam Matthew damals in Ubungo an. Er verließ seine in den Bergen gelegene Heimatstadt Morogoro, um in der elektrifizierten Küstenstadt am Indischen Ozean „Agricultural Engineering“ zu studieren.

„Früher“, so erzählt Matthew, „ist die Jugend nach Dar gekommen, um fernzusehen“. Ein breites Grinsen huscht über sein rundliches Gesicht. Die Regierung hatte in den ländlichen Gebieten den Fernsehkonsum untersagt, um die Verbreitung von kritischen und reizvollen Berichten über das Leben in den Städten zu verhindern. „Doch Reisende berichteten immer wieder von

diesem sagenhaften Medium und haben eine unglaubliche Landflucht unter der Jugend ausgelöst, die nur durch die Zurücknahme des Verbots gestoppt werden konnte“, berichtet er und lacht. Heute ist es Matthew selbst, der mit der Förderung des Solarstroms Fernsehen sogar in den entlegensten Dörfern möglich macht.

Technische Details

Zufällig erfuhr Matthew bei einer Visite der deutsch-lutherischen Kirche in Ifakara von der Möglichkeit eines Studienstipendiums in Deutschland. Matthew bezeichnet es als „einmalige Gelegenheit“, sich auf dem Gebiet der erneuerbaren Energien in Deutschland fortzubilden, die ihn damals träumen ließ. „In Tansania gab es keine Möglichkeit einen Master in angewandten ländlichen Technologien zu belegen“. So bewarb er sich beim Ökumenischen Studienwerk Bochum (ÖSW) wie auch beim Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) über die Deutsche Botschaft in Tansania und erhielt von beiden eine Zusage. „Die Entscheidung zwischen beiden Stipendien fiel mir nicht schwer“, sagt Matthew, der in seiner Brusttasche stolz einen Kugelschreiber trägt und ihn immer wieder zu Recht rückt. Denn das ÖSW bot bessere Betreuung und finanzierte sogar einen Flug pro Jahr nach Tansania. „Während der langen Zeit in Deutschland habe ich meine Frau und meine Kinder sehr vermisst“, sagt er „Die Besuche haben mir Kraft gegeben“.

So begann Matthew im Januar 1998 mit 34 Jahren den Masterstudiengang „Appropriate Technology“ an der Universität Flensburg. Er lernte und belegte Fächer wie erneuerbare Energien, ländliche Wasserversorgung, ökologisches Bauen und Projektmanagement, alles mit dem Hintergedanken, in seine Heimat zurückzukehren. Denn für Matthew war es von Anfang an klar: Ein Leben in Deutschland konnte und wollte er sich nicht vorstellen. „Es passt für die Deutschen, aber nicht für mich“, macht er unmissverständlich deutlich: „Ich möchte meine Wurzeln nicht verlieren“. Im Vergleich zu Tansaniern sieht er, dass die Deutschen sehr individuell leben und Fremden gegenüber solange skeptisch eingestellt sind, bis man sie von der eigenen Gutmütigkeit überzeugt hat. „Ich habe die afrikanische Kultur in den drei Jahren auch wirklich vermisst“, betont Matthew und blickt irritiert durch das Fenster seines Büros auf die

staubige Straße, wo eine Gruppe von Kindern lautstark im Sand spielt. „Nicht wie die Kinder in Deutschland“, empört er sich, die Kinder hätten dort an ihren Kinderzimmertüren Schilder mit der Aufschrift „Bitte nicht stören“: „Das ist hier unvorstellbar“, sagt er und scheint dennoch vom Geschrei aus dem Konzept geworfen worden zu sein. Das offene Gemeinschaftsleben sei in Tansania ein höheres Gut als die individuelle Privatsphäre. Auch sieht er das traditionelle Rollenverständnis zwischen Mann und Frau als wichtige Stütze für die tansanische Gesellschaft. „Ich habe in Deutschland zwar kochen gelernt, aber hier traue ich mich nicht vor den Augen meiner Frau zu kochen“, fügt er mit einem Lächeln hinzu.

Mittlerweile regnet es in Strömen und die Wassermassen mischen sich mit dem Staub zu einem homogenen grauen Schleimschlamm. Durch die zwei Fenster strömt ein angenehm erfrischender Windzug.

Ob er wirklich nicht daran gedacht habe, in Deutschland zu bleiben? Er verneint und macht selbstbewusst klar: „Ich habe mich in meinem Heimatland selbstverwirklichen wollen“. Viele der ihm bekannten Tansanier haben trotz guter Bildung und einem abgeschlossenen Studium nur geringe Aufstiegschancen in Deutschland gehabt. „Vor allem in den technischen Berufen ist die Angst in Deutschland vor „Know-how-Verlust“ durch illegalen Informationstransfer ins Ausland groß“, sagt er mit ernstem Blick. Seine Zeit in Deutschland hat Matthew geprägt, auch im negativen Sinne. Auf einer Reise nach Wittenberg musste er um sein Leben fürchten, als er am Bahnsteig dem anderen Deutschland begegnete. Matthew blinzelt nicht mehr: „Ich fürchtete um mein Leben“. Er erzählt von einem rassistischen Übergriff durch deutsche Neonazis, seine sachliche Art verlässt ihn für einen Augenblick. Nur ein schnelles Eingreifen der Polizei verhinderte Schlimmeres: „Die Beamten retteten mich.“ Dieses Ereignis macht ihn bis heute fassungslos. „Deutschland ist im Westen und Osten sehr unterschiedlich“, konstatiert er nüchtern.

Kutembea ni kujifunza

Ein abgenutzter Sticker auf Matthews Laptop hypnotisiert mich und ich muss für ein paar Sekunden abschalten. Weiß auf grün strahlt dort der Schriftzug „Atomausstieg selber machen“. Als Matthew dies bemerkt, lächelt er und sagt: „Die Zukunft gehört den erneuerbaren Energien“, und erzählt mir von seinem Haus in Morogoro, dass er gänzlich mit Solarstrom versorgt. Der Klimawandel macht Tansania mit existenzbedrohenden

Dürreperioden zu schaffen, die Millionen von Menschen gefährden. „Für uns ist eine nachhaltige Energiewirtschaft existenziell“, signalisiert er in angespannter Haltung. Bei seiner jetzigen Tätigkeit für die „Tanzania Solar Energy Association“ leuchtet er als Executive Secretary und Project Technical Advisor den Weg für Solarenergie. Matthew koordiniert vielfältige Aufgaben, „um das Wissen über erneuerbare Energien an Menschen verschiedener Bevölkerungsschichten weiterzugeben“. Neben Beratungs- und Weiterbildungsangeboten fungiert die Nichtregierungsorganisation auch als unabhängiger „TÜV“, um die Qualität der technischen Produkte in den Läden zu überprüfen. „Fehlerhafte Nachahmerprodukte aus China sind ein großes Problem für den tansanischen Markt“, so Matthew. Im Juli dieses Jahres wurde ein Ausstellungspavillon auf dem Parlamentsgelände in der tansanischen Hauptstadt Dodoma errichtet. „Sogar der tansanischen Premierminister hat sich bei uns informiert“, erzählt er stolz und streicht über sein rot-weiß kariertes Hemd.

Geprägt von seiner eigenen deutsch-tansanischen Studienzeit betreut Matthew zudem einige Freiwilligenprojekte, die den Wissensaustausch mit Deutschland vorantreiben. Zum einen verhilft er jungen Tansanern nach ihrem Studium zu einem Freiwilligen Ökologischen Jahr in der Bundesrepublik und zum anderen betreut er junge Deutsche, die über das „Weltwärts-Programm“ der Bundesregierung nach Tansania kommen. Nach dem Auslandsjahr in Deutschland finden die tansanischen Studienabsolventen im Bereich der erneuerbaren Energien ihren Arbeitsplatz. „Mit den Austauschprogrammen werden Projekte für ökologisches und nachhaltiges Wirtschaften und für die Entwicklung von Frauen unterstützt“, sagt Matthew. „Dieses Voneinanderlernen ist für Tansanier ebenso wichtig wie für Deutsche“, fügt er hinzu und bedauert, dass die finanziellen Mittel auf der tansanischen Seite begrenzt sind. Mit Blick auf seine Armbanduhr beendet er das Gespräch. Es ist Punkt 13 Uhr. Zeit für eine Mittagspause. „Die nehme ich mir jeden Tag für eine volle Stunde“, sagt er, lächelt verschmitzt und lädt mich zum Glück zum Essen ein. Dabei wirft er mir noch drei Wörter aus dem Kiswahili zu. „Kutembea ni kujifunza“: Sich Fortbewegen heißt Lernen.

Florian Tenk, 22, studiert Public Administration, European und Development Studies an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster und der University of Twente in Enschede.

Yue Zhang

Erfolgreiche FußstapferInnen

Ob VietnamesIn, KurdIn oder Deutsche(r) – erfolgreich kann jeder sein, der es nur will. Mazlum, Ümit, Michael und Tammana berichten uns ihre Aufstiegswege.

Mazlum A., 21, kam als kurdisches Flüchtlingskind im Alter von 4 Jahren aufgrund von politischer Verfolgung seines Vaters in der Türkei im Jahre 1992 nach Deutschland. Er studiert Rechtswissenschaften im dritten Semester an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster.

Ümit K., 20, ist in Deutschland geboren, seine Eltern kommen ursprünglich aus der Türkei. Zurzeit absolviert er ein Dualstudium bei der Firma Siemens IT Solutions and Services ebenfalls im dritten Semester zum Bachelor of Engineering in Informationstechnik mit betrieblicher Vertiefung.

Michael T., 22, ist ebenfalls in Deutschland geboren. Er studiert Wirtschaftsingenieurwesen und Maschinenbau an der Universität Paderborn im ersten Semester. Seine Eltern stammen aus Vietnam und sind in den 1980er Jahren nach Deutschland gezogen.

Tammana M., 22, kommt aus Afghanistan. Sie lebt seit 16 Jahren mit ihrer Familie in Deutschland. Sie studiert Elektro- und Informationstechnik an der Technischen Universität München im dritten Semester.

Yue Zhang: Ihr habt euch alle für das Studium entschieden. Wer und was hat eure Entscheidung beeinflusst?

Mazlum: Bei meiner Entscheidungsfindung schwankte ich lange Zeit zwischen den Fächern Rechtswissenschaften und Informatik, die ich als Leistungskurs in der Oberstufe belegt hatte und die mir auch viel Freude bereitet hat. Der Grund warum ich mich letztlich für die Jura entschied, besteht darin, dass meine älteren Geschwister in ihren Studiengängen sehr technisch ausgerichtet sind und es einen gewissen Reiz für mich darstellte, mich in meiner Bildung auf einen anderen Fachbereich zu spezialisieren. Außerdem interessierte ich mich auch schon in der Oberstufe sehr für internationales Recht und staatsorganisationsrechtliche Aspekte unseres Grundgesetzes. Meine Eltern haben sich natürlich auch dafür ausgesprochen, dass ich meine Bildung in der Hochschule fortsetze. Und das lag auch ganz in meinem Interesse.

Ümit: Im Laufe einer Persönlichkeitsentwicklung versuchen alle Jugendlichen verschiedene Werte, die ihnen von der Familie bzw. der Gesellschaft dargeboten werden, zu übernehmen. Die Entscheidung zum Studium ist hauptsächlich durch mein soziales Umfeld geprägt. In sozialen Einrichtungen bekam ich die Möglichkeit, Kontakt mit vielen Menschen unterschiedlichster Herkunft aufzubauen, die verschiedenen Lebensphilosophien folgen; Resultate persönlicher, religiöser oder pädagogischer Überzeugungen. Schnell sah ich ein, dass nur ein wissender Mensch sich und die umgebende Welt ausreichend verstehen kann. Dieser Ansporn verleitete mich zum Abitur und im Anschluss zum Studium. Meine Familie hat meine Entscheidungen niemals in Frage gestellt, bezüglich eines Studiums zeigten sie Akzeptanz und Unterstützung.

Michael: Ich habe schon seit meiner Kindheit ein großes Interesse an Naturphänomenen und Maschinen. Ferner erhoffe ich mir von diesem Studienfach eine gute Karriere. Meine Eltern hatten mir schon sehr früh beigebracht, dass die Bildung eine wichtige Rolle spielt. Auch meine Freunde haben mich durch ihren Ehrgeiz und ihre Motivation positiv beeinflusst, weil ich unbedingt mit ihnen mithalten wollte.

Tammana: Ich habe nach dem Abitur ein einjähriges Praktikum bei Siemens absolviert und die Arbeit als Ingenieurin hat mir sehr gut gefallen. Ich denke, dass dieser Beruf sehr gute Aussichten hat. Später würde ich gerne nach Afghanistan zurückkehren, um mit meinen Kenntnissen mein Heimatland wiederaufzubauen. Meinen jetzigen Erfolg verdanke ich vor allem meinen Eltern, die mich immer motiviert und unterstützt haben.

Was sind Euren Erfahrungen nach die größten Probleme von Kindern mit Migrationshintergrund?

Mazlum: Leider lässt sich das Bildungsgefälle von Kindern mit Migrationshintergrund nicht monokausal erklären. Zum einen ist die soziale Durchlässigkeit trotz der Pluralisierung und Individualisierung in unserer Gesellschaft noch nicht so hoch, dass die sogenannten Milieus, in denen wir faktisch leben, als aufgelöst zu betrachten wären. Dies führt dazu, dass Kinder in ihren weitestgehend abgeschlossenen Gemeinschaften aufwachsen und dass diejenigen mit Migrationshintergrund

wenig Kontakt zu deutschsprachigen Kindern aufbauen können. Sie ernähren, kleiden und verhalten sich und sprechen die Sprache, wie es in ihren Gemeinschaften üblich ist.

Das wird noch dadurch verstärkt, dass sich ihre Eltern vor einer vermeintlichen Assimilation fürchten und sich dadurch gesellschaftlich noch mehr abschotten. Die so entstehenden Subkulturen sind kaum sozial durchlässig. Kinder können die deutsche Sprache schwer oder zumindest nur fehlerhaft erlernen. Mit verminderten sprachlichen Fähigkeiten sind die schulischen Voraussetzungen im Gegensatz zu MuttersprachlerInnen deutlich geringer, weshalb dies für ihre Bildung und ihre berufliche Zukunft meist nicht ohne Folgen bleibt. Häufig legen ihre Eltern auch nicht den nötigen Wert auf die schulische Ausbildung, um Kinder zu mehr schulischen Leistungen zu motivieren. Diese ganze Problematik ist zudem von Kindern kaum beeinflussbar.

Ümit: Kinder mit Migrationshintergrund haben meist soziale Probleme aufgrund fehlender mentaler Unterstützung durch die Familie. Viele Eltern sind so stark mit sich selbst beschäftigt, dass fehlende Zuwendung und Rücksicht bei dem sich entwickelnden Kind psychologische Probleme verursachen. Identitätsverlust und die daraus resultierende soziale Isolation führen dazu, dass Migrantenkinder innerhalb des Entwicklungsprozesses kein Interesse mehr daran haben, moralische Werte anderer Menschen kennenzulernen. Viele sind in sich verschlossen und überfragt, wenn es um ihre Zukunft geht. Andere wiederum werden aufgrund ihrer Inaktivität innerhalb einer Gemeinschaft diskriminiert. Aus Erfahrung kann ich sagen, dass Jugendliche mit einem schwachen Selbstwertgefühl meist die Lösung in Diskotheken und in endlosen Partys finden. Generell kann die starke Tendenz zur Konsum- und Spaßgesellschaft als ein Problem betrachtet werden.

Michael: Es gab nicht viele AsiatInnen in der Schule, deshalb war ich schon immer anders aufgrund meines Aussehens und wurde in der Grundschule oft geschlagen. Ich habe mich zwar gewehrt, aber psychisch war ich durch die Diskriminierung so geschwächt, dass die LehrerInnen mir nicht zutrauten, dem Druck des Gymnasiums standzuhalten. Ein anderes Problem ist der soziale und finanzielle Aspekt. Ich bin in ärmeren Verhältnissen aufgewachsen, weshalb ich mich immer benachteiligt gefühlt habe, wenn andere Kinder aus reicheren Familien mit ihren Spielzeugen angaben und ihren Geburtstag feiern konnten.

Besteht Eurer Meinung nach Chancengleichheit?

Mazlum: Es besteht zwar eine Ungleichheit bei der Förderung von Kindern. Diese ist aber auf materielle Ungleichheit zurückzuführen und nicht allein bei Migrantenfamilien wieder zu finden, sondern betrifft Deutsche gleichermaßen. Die Gleichheit in unserer Gesellschaft ist zwar noch nicht optimal, aber schon sehr fortgeschritten und jeder, der sich bemüht und Leistungsbereitschaft zeigt, hat grundsätzlich die gleiche Aussicht auf Erfolg. Verbesserungswürdig ist aber der multikulturelle Austausch. Dieser erfolgt aufgrund der ungleichmäßigen Zusammensetzung an Migrantenkindern von Schulklassen nur sehr schleppend. Je mehr Migrantenkinder einen kulturellen Austausch mit deutschsprachigen Kindern haben, desto mehr werden ihre sprachlichen Fähigkeiten und ihr Erfahrungshorizont erweitert.

Michael: Kinder aus anderen Kulturen haben sehr wohl eine Chance, solange Toleranz und Akzeptanz auf beiden Seiten existieren und Vorurteile vermieden werden. Im Moment sehe ich, dass die Situation stagniert, weil die meisten Einheimischen weiterhin sehr verschlossen gegenüber Ausländern sind und auch um. Meine asiatischen Bekannten, vor allem die älteren Generationen bleiben lieber unter sich. Aber deutsche Kinder, die mit Migrantenkindern aufgewachsen sind, werden meiner Meinung nach durch die Gewöhnung offener sein. Deshalb ist es wichtig, das Zusammenleben Aller bereits von Kindheit an zu fördern.

Tamma: Ich habe persönlich bisher keine merklichen Nachteile aufgrund meiner Herkunft gespürt. Ich denke, wer wirklich studieren bzw. aufsteigen will, hat auch immer die Möglichkeiten dazu. Die finanziellen Probleme sind unter anderem durch Stipendien, BAföG, Förderungsprogramme oder Dualstudium überwindbar. Ich bekomme zum Beispiel Kindergeld und muss keine Studiengebühr bezahlen. Alles, worauf ich mich konzentrieren muss, ist somit mein Studium.

Welche Ratschläge würdet Ihr anderen Migranten(-kindern) auf den Weg geben?

Mazlum: Unsere intellektuelle Leistungsfähigkeit und folglich unser schulischer, wie beruflicher Erfolg hängt sehr stark von unseren sprachlichen Fähigkeiten ab. Der österreichisch-britische Philosoph Wittgenstein bringt diesen Zusammenhang mit dem Satz "Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt." auf den Punkt. Je mehr wir uns um sprachliche Präzision bemühen, desto besser vermögen wir Sachverhalte zu beschreiben und die Realität zu erfassen.

Migrantenkinder sollten sich um die Steigerung ihrer sprachlichen Fähigkeiten und die Verwendung von möglichst präzisen und definierbaren Ausdrücken bemühen. Sie sollten sich selbst bei Rückschlägen oder Schwierigkeiten immer wieder von neuem motivieren und an ihren Problemen arbeiten.

Ümit: Geduld und Toleranz kann in vielen Situationen dämpfend wirken. Im Umgang mit Menschen kann jeder lernen, warum manche erfolgreich sind und wie man diese Lebensphilosophien übernehmen kann. Oftmals muss man älteren Menschen zuhören können, die mit ihrer Lebenserfahrung viel über die Balance innerhalb des Lebens erzählen. Die Identifikation mit der Gesellschaft ohne seine eigenen Werte zu verlieren, ist der

beste Weg, sich den Grundstein für einen erfolgreichen Bildungsweg zu legen.

Michael: Respektiere andere Kulturen, dann haben die Menschen auch Respekt vor deiner.

Tamma: Wenn man den Willen hat, schafft man sein Ziel auch. Deshalb sollen die Eltern den Ehrgeiz ihrer Kinder unbedingt im frühen Kindesalter fördern, damit sie sich besser in die Gesellschaft integrieren können.

Yue Zhang, 19, studiert Elektro- und Informationstechnik an der Technischen Universität München und versteht sich als chinesische Studentin in Deutschland.

Raffaele Nostitz

Vom Suchen und Finden der Heimat

Ein familiärer Hintergrund, der von Ost- und Südeuropa geprägt ist. Die eine Hälfte der Familie stammt aus der DDR, die andere Hälfte aus Süditalien. Die Suche nach Freiheit und die Suche nach Arbeit treffen in Süddeutschland aufeinander. Eine Selbstreflektion über das Gefühl von Heimat und gesellschaftliche Partizipation.

Wo beginnt eigentlich ein Migrationshintergrund? Nach Definition des Statistischen Bundesamtes dann, wenn mindestens ein Elternteil nach 1949 eingewandert oder in Deutschland als Ausländer geboren ist. Ja richtig, das ergibt sich natürlich erst in Relation zum jeweiligen Land. Doch wo beginnt Heimat? Vielleicht da, wo man Partizipation erfährt. Dabei sein, dazu gehören, Urvertrauen. Natürlich muss das Gegenteil von Heimat nicht bedeuten, mit Ausgrenzung und Ablehnung zu leben; für mich bedeutet es eben einfach das Nicht-Vorhandensein eines solchen Gefühls. Doch beginnen wir von vorn.

Daheim und doch auf Reisen

Meine Großeltern mütterlicherseits, aus dem Riesengebirge (heutiges Tschechien) und Dresden stammend, übersiedelten nach dem 2. Weltkrieg aus der DDR in die BRD. Ein kleines Dorf in Baden-Württemberg, im Dreiländereck Deutschland-Frankreich-Schweiz mitten in einem Weinanbaugebiet gelegen, wurde zu ihrer neuen Heimat. Mein Vater kam als junger Mann auf der Suche nach Arbeit ebenfalls nach Süddeutschland.

Später war ich oft in Italien bei den Verwandten und Bekannten in Kalabrien und Sizilien. Ich wurde hier sehr verwöhnt, die Esstische pflegten sich stets unter den Lasten der fantastischen Speisen zu biegen. Zahlreiche Kinder und Katzen wuselten überall umher, erstere nannten mich Zio Raffaele, Onkel Raffaele. Ich wurde unter sengender Hitze herum geführt wie ein Zirkuspferd, man schrie liebevoll auf mich ein, auf dass ich mit meinen spärlichen Italienischkenntnissen verriete, wie alt ich sei und ob ich noch zur Schule gehe. Es war eine flimmernde, laute und bunte Welt – irgendwie verschwommen wie eine Fata Morgana.

Ich war auch oft in Sachsen. Ich erinnere mich noch an die Häuserschluchten der Plattenbausiedlungen (Jahre später stellte ich fest, dass es sich eigentlich nur um

wenige Gebäude handelte, die mir als Kind überdimensional erschienen waren) und war tief beeindruckt davon, im 11. Stock auf dem Balkon stehen und über ganz Dresden blicken zu können. Ich aß gesalzene Butter und Pfirsicheis, wurde auch hier von Verwandten zu Verwandten geschickt, die sich jedoch bis auf meine Großtante recht distanziert gaben ob des Besuchs aus dem feindlichen Westen

Daher sprachen meine Großtante und ich uns ab, glucksend vor Lachen, dass wir gleich so täten als würden wir einschlafen, wenn die verhaltenen langweiligen Gespräche wieder anfangen. Die Aktion trug jedoch auch nicht zur Auflockerung der Stimmung bei. Diese Eindrücke, die stundenlangen Grenzkontrollen, die holprige Autobahn entlang des antifaschistischen Schutzwalls, das Grau in Grau der Stadtpanoramen und nicht zuletzt die düstere Stimmung am Vorabend der Deutschen Revolution kamen mir als Kind wie eine sehr ferne und unwirkliche Welt vor.

Gleich, aber unterschiedlich, mit Verlaub!

Und zu Hause, dort wo ich aufgewachsen bin? Hier waren viele Personen nicht in der Lage, meinen Vornamen richtig zu benennen. In der vermeintlichen geschlechterspezifischen Berichtigung wurde ich also zu Rafael, oder das Geschlecht – ohnehin ja nur ein soziales Konstrukt – wurde gleich falsch zugeordnet. Der italienische Originalname hatte keinen Platz in der deutschsprachig geprägten Ordnung. Eine gewisse Ermüdung hat sich diesbezüglich bei mir eingestellt; ich versichere bei den nach wie vor vorkommenden Fehlinterpretationen meines Namens stets automatisch, kein Problem, es passiere nicht zum ersten Mal. Bei der Unterzeichnung eines Arbeitsvertrages fragte mich einmal die zuständige Sekretärin, wo ich denn her sei, ich sagte aus Berlin. Nein, wo aufgewachsen. Basel. Nicht doch, wo geboren, sie weiter. Wuppertal. Aber die Eltern! hakte sie ein weiteres Mal nach. Unterschiedlich! Meine endgültige Antwort.

Dieses und andere Ereignisse zeigen immer wieder, dass ich ein Stück weit fremd bin und fremd wahrgenommen werde. Und ja, auch das ermüdet. Und es stellt für mich die gängige Kategorisierung in InländerIn, AusländerIn in Frage. Ab welcher Generation darf man

denn ohne dümmlische Fragerei beispielsweise deutsch sein? Was, wenn etwa ein polnischer Name noch von den Urgroßeltern stammt; rechtfertigt das ein lebenslanges Abverlangen von Erklärungen? „Ja, das schreibt sich so und so, richtig, kein deutscher Name, polnisch um genau zu sein, nein nein ich bin kein Pole, nur der Name, Sie verstehen.“

Bedingte Förderung

Während meine Ausbildungswünsche und -fragen in der Familie eher auf Überforderung stießen, waren die institutionellen Unterstützungen zwar vorhanden, allerdings hauptsächlich auf einer informativ-verwaltungstechnischen Ebene. Ich kann nun nicht sagen, dass meine Zukunft durch meine Herkunft grundsätzlich verbaut gewesen wäre. Gerade in Deutschland gibt es zahlreiche Fördermöglichkeiten: Vom breiten Netz der Musikschulen, Vereine, kirchlichen Einrichtungen und vergleichbarer Institutionen, über Wettbewerbe und Studienstiftungen bis hin zum Kindergeld und BAföG – und so konnte ich sowohl meine Musikalität entfalten als auch ein Hochschulstudium aufnehmen.

Für mich war und ist der Weg aber schwerer, langwieriger, mit mehr Umwegen und inneren Konflikten verbunden. Es stand nie die Frage im Raum, ob ich dieses oder jenes tun kann, sondern wie, zu welchen Bedingungen. Die meisten Fördermaßnahmen müssen eingeworben werden, oftmals durch BetreuerInnen und WegbegleiterInnen. Und hier wiederum liegt auch die Gefahr der systematischen Benachteiligung von MigrantInnen. Der falsche Name im Bewerbungsschreiben, gepaart vielleicht mit der falschen Postleitzahl. Der falsche Habitus, der hörbare Akzent im Gespräch.

Sphären der Partizipation

Mein Schicksal ist nicht das eines politisch Verfolgten, ich habe auch wirklich nur selten unterschwellige Rassismus erfahren. Umso schwerer ist es zu begreifen, wie sehr diese beständigen latenten Gefühle und Unsicherheiten wiegen. Andere können wohl oft nicht nachvollziehen, welche Last das bedeuten kann, von sehr früh an auf eigene Füße gestellt zu sein, wenn es darum geht, eine Orientierung zu finden; die Kreation einer neuen, eigenen Identität von Heimat und Zugehörigkeit. Und damit verbunden die eigenständige und langwierige Erarbeitung von Zugehörigkeit.

Ich würde sagen, es gibt eine kulturelle, eine personelle und eine geistige Sphäre, die Heimatidentität und Partizipation prägen. Was nützt es, in eine Kultur gezwängt zu werden und etwa von den Eltern verordnet zu bekommen, wenn die geistige Identifikation mit dieser fehlt? Was nützt es, eine geistige Identifikation zu einer Kultur hergestellt zu haben, wenn es aber weder WegbereiterInnen noch BegleiterInnen gibt, einen dort hin zu geleiten? Und was nützt es, einen Weg zu gehen, wenngleich auch mit viel Unterstützung, der die kulturelle Identifikation verbaut? Hier gilt es für MigrantInnen und deren Nachfahren in ganz besonderem Maße, einen Weg zu finden, der nicht blockiert, noch Verleugnung fordert. Tolerant und offen müssen dabei beide sein: die Suchenden und diejenigen, welche zur Erreichung der Ziele beitragen können oder sollten. Das ist schließlich, was eine tolerante und offene Gesellschaft bedingt. Eine solche lebt ja in erster Linie von beständiger Erneuerung – nicht nur in kultureller Hinsicht.

Raffaele Nostitz, 28, wohnhaft in Berlin, studiert Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Universität Potsdam. Vor seinem Studium absolvierte er eine Ausbildung zum Chor- und Ensembleleiter. Zur Zeit macht er ein Austauschsemester in Bozen.

Ludmilla Khodai

Lebensgeschichte eines Hürdenläufers

Der Abspann läuft, alle verlassen den Kinosaal, nur meine Mutter und ich sind bewegungsunfähig. Zu sehr hat uns der Film „Ein Augenblick Freiheit“ an unser eigenes Leben als Flüchtlinge erinnert. Ich drehe mich zu meiner Mutter und sehe, dass ihr die Tränen über ihre Wangen laufen. Als ich sie in die Arme nehme, verliert sie die Fassung und schluchzt.

Einige Tage später erzähle ich Farhad, einem Freund, von dem Film und wie sehr das Weinen meiner Mutter mich berührt hat. Auch Farhad ist ein Flüchtlingskind aus dem Iran. Das ist alles, was ich von seiner Kindheit weiß. Eigentlich erwarte ich, dass er mit zusammengepressten Lippen nickt und meinen Blick meidet. Stattdessen erzählt mir der Mann mit den markanten Gesichtszügen und den schwarzen Haaren, die er zu einem kleinen Pferdeschwanz bindet, von seinem Leben:

„Wir hatten nicht damit gerechnet, dass sich das so in die Länge ziehen würde“

„Mich hat der Animationsspielfilm „Persepolis“ aufgewühlt“, beginnt Farhad. „Vor allem die Szene, in der Kinder im Krieg gegen den Irak über Minenfelder geschickt werden. Vielleicht, weil es auch mein Schicksal hätte sein können. Zu Zeiten des Iran-Irak-Krieges war mein Vater politisch aktiv und drohte verhaftet zu werden. Meine Eltern bereiteten unsere Ausreise vor und hatten es besonders eilig, mich ins Ausland zu bringen, denn mein 14. Geburtstag nahte. Jungen durften ab dem 14. Lebensjahr Iran nicht mehr verlassen, um als Reservarmee zur Verfügung zu stehen. Kurz vor meinem Geburtstag ging mein Vater mit mir nach Syrien, um ein Visum für die USA zu beantragen. Da wir abgelehnt wurden, haben wir uns als Touristen auf den Weg in die Türkei gemacht, um dort erneut ein Visum zu beantragen. Wieder wurden wir abgelehnt. In dem Hotel, in dem wir untergekommen waren, lebten viele Iraner, die sich in der gleichen Situation befanden. Einer sagte uns, dass er uns über Beziehungen ein Visum für Mexiko besorgen könne und wir dann illegal über die Grenze nach Amerika könnten. Das erlösende Stück Papier sollte uns 3000 US-Dollar kosten und innerhalb von zwei Wochen fertig sein. Aber aus zwei Wochen wurde schließlich ein Jahr Wartezeit.

Wir hatten nicht damit gerechnet, dass sich das so in die Länge ziehen würde. Nach und nach gingen unsere finanziellen Reserven zu Neige, wir mussten uns immer günstigere Unterkünfte suchen. Zum Schluss teilten wir mit mehreren Iranern eine Hütte in der Armensiedlung Istanbuls, wo viele Schmuggler lebten. Unsere Mitbewohner wechselten ständig, denn einige reisten weiter, andere gingen zurück in den Iran und andere wiederum wurden verhaftet. Die Hütte, in der wir lebten, hatte nur ein Blechdach und die Wände waren nicht isoliert. Drinnen war es immer feucht und kalt, egal wie das Wetter draußen war. Zu unserem Unglück gab es einen ungewöhnlich harten Winter und wir konnten uns Steinkohle nur begrenzt leisten. Daher nahm jeder von uns Brennholz mit, wenn er es mal irgendwo unbeaufsichtigt liegen sah.

Zu unseren finanziellen Problemen kamen noch rechtliche hinzu, denn ein Tourist darf sich nach türkischem Recht für maximal drei Monate durchgehend in der Türkei aufhalten. Daher musste mein Vater irgendwann wieder zurück in den Iran, wo er Arbeit hatte und wo der Rest der Familie geblieben war. Ich konnte nicht mit ihm gehen, denn ich war in der Zwischenzeit 14 geworden und hatte damit gegen das iranische Ausreiseverbot verstoßen. Ich hätte mit Sanktionen rechnen müssen und meine Familie hätten nicht mehr ausreisen können. Daher blieb ich alleine in der Türkei und mein Vater kam mich alle paar Monate in Istanbul besuchen.

Aus finanziellen Gründen konnte ich auch nicht kurzzeitig nach Bulgarien oder Griechenland, um mir auf diesem Weg wenigstens kurzfristig einen legalen Aufenthaltstitel zu verschaffen. Das hatte auch zur Folge, dass ich nicht zur Schule gehen konnte und meine Tage überhaupt keine Struktur hatten. Meine Hauptbeschäftigung bestand darin, viel spazieren zu gehen und die Münzzähler in öffentlichen Telefonzellen zu knacken, um meine Familie in Iran kostenlos anrufen zu können. Das Jahr in der Türkei verlief sehr zäh und ich hatte das Gefühl, dass ich da nie mehr raus komme. Ich konnte keine Zukunftspläne schmieden, ging nicht zur Schule, meine finanzielle Lage und meine Unterkunft waren schlecht und ich war weit weg von meiner geliebten Familie. Man bedenke auch, dass ich mich in der Pubertät befand, einer Phase, die sowieso viele Krisen

hervorruft. Dieses In-der-Luft-Hängen und die Ungewissheit, wann sich endlich etwas ändern würde, hat mich sehr gequält.

„Ich war auch froh endlich wieder zur Schule gehen zu können“

Nach einem Jahr schließlich erhielt ich das Visum für Mexiko. Nun war aber mein kleiner Bruder kurz vor seinem 14. Lebensjahr und musste ebenfalls zügig den Iran verlassen. Damit änderten sich die Rahmenbedingungen und meine Familie entschied, uns beide nach Deutschland zu schicken, denn im Gegensatz zu den USA brauchten Reisende unter 16 Jahren für Deutschland kein Visum. So kamen mein Bruder und ich 1987 nach West-Berlin und wurden in einem Asylbewerberheim für Minderjährige untergebracht. Nach einem Jahr in der Türkei war der Augenblick, in dem ich das Kinderheim betrat, der erste Moment, in dem ich nach langer Zeit wieder Glück verspürte. In diesem Kinderheim lebten allein an die 20 Jugendliche aus dem Iran und die Stimmung war sehr familiär. Ich habe mich dort wirklich wohl gefühlt. Wir hatten viel Spaß miteinander und haben viel gelacht. Oft saßen wir alle in einem kleinen Zimmer und haben uns Geschichten erzählt. Am liebsten haben wir uns aber im Schwimmbad ausgetobt.

Ich war auch froh endlich wieder zur Schule gehen zu können. Erst besuchte ich für wenige Monate eine Sprachschule und kam danach auf eine Hauptschule, die einen Förderbereich mit Schwerpunkt deutsche Sprache hatte. Auf einmal war die erdrückende Last weg, dass die Tage vergingen, ohne dass ich irgendetwas Nützliches machte! Nach acht Monaten kam dann auch der Rest meiner Familie nach und wir sind in ein anderes Asylbewerberheim gezogen. Das war ganz gut, denn im Heim für Minderjährige hätte ich mich leicht vom Lernen ablenken lassen. Unsere Betreuer waren sehr streng und haben viel Wert darauf gelegt, dass wir ordentlich lernten. Dennoch wäre es sehr leicht gewesen, in der Menge unterzugehen und sich durchzuschummeln.

Als dann das neue Schuljahr anfang, wechselte ich in die zehnte Klasse einer regulären Hauptschule. In sprachlastigen Fächern wie Geschichte und Deutsch hatte ich sehr schlechte Noten. In Mathe, Physik, Chemie, also Fächern, für die man eher wenige Sprachkenntnisse braucht, war ich sehr gut. Dadurch konnte ich meinen Notendurchschnitt anheben und sogar den erweiterten Hauptschulabschluss machen. Diese Bestätigung habe ich gebraucht, denn ich hatte befürchtet in

der Schule nicht zu Recht zu kommen. Der Hauptschulabschluss hat mir aber nicht gereicht. Ich wollte gerne weitergehen und irgendwann studieren.

Diesen Wunsch hat vor allem ein iranischer Freund meines Vaters geweckt, der schon lange in Deutschland lebte. Er ist Physiker, fuhr damals Taxi und sagte immer, er arbeite nur soviel, dass er genug Geld zum Leben hat. Wichtiger als materielle Güter war ihm, Zeit zum Lesen zu haben. Er kam uns oft Zuhause besuchen und erzählte mir, wie schön sein Studentenleben gewesen sei und wie viel Freude Lernen bereiten könne. Ohne mir direkt zu sagen, dass ich lernen sollte, hat er mir mit Anekdoten gezeigt, wie wichtig Bildung für die berufliche und persönliche Weiterentwicklung ist. Er hat mich immer aufgebaut, wenn ich an meinen Fähigkeiten gezweifelt habe, und gesagt, dass jeder Mensch Bildung erlangen kann.

So wurde mir Bildung sehr wichtig und ich wollte unbedingt zur Uni. Dazu musste ich aber erst den Realschulabschluss und dann das Abitur nachholen. Daher meldete ich mich auf der Abendschule an, aber der Realschulunterricht bereitete mir Schwierigkeiten, denn mein Deutsch war noch nicht ausreichend. Plötzlich erschien mir das Abitur unmöglich. Angesichts dieser Hindernisse überzeugte mich ein Freund, mich für eine Berufsschule anzumelden, wo ich eine zweijährige Ausbildung als technischer Zeichner erhielt. Das war zwar nicht mein Berufswunsch, aber ich habe die Chance ergriffen. Da der Schwerpunkt dieser Ausbildung auf naturwissenschaftlichen Fächern lag, war der Unterrichtsstoff für mich viel leichter zugänglich als der auf der Realschule. Während der Ausbildung habe ich dann erfahren, dass ich im Anschluss ein Fachabitur in Bautechnik machen und dann studieren kann. Also habe ich diesen Weg eingeschlagen und mich schließlich für das Studienfach Bauingenieurwesen an der Technischen Fachhochschule eingeschrieben. Am Anfang hatte ich Bedenken, wie ich das Studium finanzieren soll, denn ich hatte keinen Anspruch auf Bafög und Stipendien gab es nicht, oder ich wusste nichts davon. Dann aber habe ich eine Stelle in einem Architekturbüro erhalten und parallel zur Uni 15-20 Stunden in der Woche als Zeichner gearbeitet. Viel Freizeit blieb mir dann nicht mehr. Erst in der Mitte des Studiums habe ich die unbefristete Aufenthaltserlaubnis bekommen und konnte zusätzlich Bafög beantragen.

„Durch meinen Lebenslauf habe ich vieles verpasst“

Mit 25 Jahren erhielt ich meinen Universitätsabschluss und sah mich mit neuen Schwierigkeiten konfrontiert, denn ich fand keine Arbeit. Aber mein Leben in der Türkei hat mich eines gelehrt: Jedes Problem, jede schlimme Phase hat irgendwann ein Ende. Nach einem Jahr wendete sich das Blatt schließlich wieder und ich bekam eine Stelle in einem Architekturbüro. Meine Arbeit als Bauingenieur mag ich sehr. Aber ich leide darunter, dass ich Deutsch nicht wie meine Muttersprache beherrsche. Ich denke, wenn mein Deutsch besser gewesen wäre, hätte ich intensiver studieren können. Wahrscheinlich hätte ich mich auch für ein geisteswissenschaftliches Fach entschieden, aber mangelnde Sprachkenntnisse haben meine Auswahl eingeschränkt. Immer habe ich das Gefühl, dass ich noch sehr vieles nachholen muss. Aber es gibt Sachen, die

man nur in der Jugend lernen kann, wenn man die nötigen Kapazitäten hat.

Durch meinen Lebenslauf habe ich vieles verpasst. Statt meinen Interessen zu folgen, musste ich immer sehr praktisch vorgehen und Pflichtaufgaben erledigen. Ich musste zusehen, dass ich schnell weiterkomme. So blieb keine Zeit für andere Sachen wie z.B. Musikunterricht. Heute nutze ich meine Freizeit, um in Allgemeinbildung, Sprache und Hobbies zu investieren und versuche das nachzuholen, was ich in meiner Jugend zu lernen verpasst habe. Ich bin glücklich über das, was ich geschafft habe, aber ich bin nicht zufrieden.“

Ludmilla Khodai, 28, hat Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin studiert. Sie schreibt an einer Dissertation zum Thema russische Gas- und Energiepolitik.

MID-DOSSIERS

Die MID-Dossiers erscheinen als Online-Dossiers, zu finden unter
<http://www.migration-boell.de/web/sonstige/747.htm>

Die mit * gekennzeichneten Dossiers können auch als pdf heruntergeladen werden.

MIGRATION

DOSSIER Border Politics - Migration in the Mediterranean *

DOSSIER Migration & Entwicklung*

DOSSIER European Governance of Migration*

DOSSIER Leben in der Illegalität *

DOSSIER Europa 2007: Chancengleichheit für alle!

INTEGRATION

DOSSIER Herkunft als Schicksal? Hürdenlauf zur Inklusion

DOSSIER Migration & Gesundheit *

DOSSIER Migrationsliteratur - Eine neue deutsche Literatur?*

DOSSIER Starke Jugend - Lebenswelten junger MigrantInnen

DOSSIER Religiöse Vielfalt & Integration *

DOSSIER Schule mit Migrationshintergrund*

DOSSIER Der Nationale Integrationsplan auf dem Prüfstand

DOSSIER Muslimische Vielfalt in Deutschland

DOSSIER Wirtschaftliche Potenziale von Migration & Integration

DOSSIER HipHop zwischen Mainstream und Jugendprotest

DOSSIER Multikulturalismus: Vision oder Illusion?

DOSSIER Fußball & Integration *

DIVERSITY

DOSSIER Politics of Diversity *

DOSSIER Ethnic Monitoring - Datenerhebung über oder mit Minderheiten? *

DOSSIER Medien und Diversity*

DOSSIER Managing Diversity - Alle Chancen genutzt?

DOSSIER Das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz

DOSSIER Schwarze Community in Deutschland



Mit Acrobat / Reader kommentieren

Wenn umfangreiche Publikationen als PDF am Bildschirm gelesen und der Austausch über das Internet erfolgen soll, kann das Kommentarwerkzeug von Adobe Acrobat/Reader eine wertvolle Hilfe sein.

Mit dem **Kommentarwerkzeug** kann in PDF-Dateien ähnlich wie auf einer gedruckten Papiervorlage markiert, redigiert und kommentiert werden. Bei umfangreichen Dokumenten entsteht nebenbei im Kommentare-Fenster eine **persönliche Navigation im Kommentare-Fenster**



Das **Notizwerkzeug** ist am gebräuchlichsten. Geöffnet besteht es aus einem Fenster in das Text geschrieben oder über die Zwischenablage einkopiert werden kann. Solche Notizfenster gehören auch zu fast allen anderen Kommentar-Werkzeugen hinzu.



PDF-Kommentare können mit dem Button „**Kommentar senden**“ vom Dokument getrennt, per E-Mail verschickt und vom Empfänger in die eigene Fassung der Datei **importiert werden**

Wenn Sie einen solchen **Kommentar beantworten** wollen, benutzen Sie die Antwortfunktion: Mit der rechten Maustaste auf den Kommentar klicken, *Antworten* wählen.

Nebenstehend ein Ausschnitt des Werkzeugfenster, mit dem man im Menü *>Werkzeuge >Werkzeugleiste anpassen* die Kommentartypen für den eigenen Bedarf auswählt. Die Haken zeigen eine Werkzeug - Auswahl.



Das **Hervorhebe-Werkzeug** eignet sich **wie auf dem Papier** für das Hervorheben kurzer Textstellen.



Mit dem **Rechteck-Werkzeug** kann man größere Abschnitte zum Austausch markieren. Bei Acrobat (nicht im Reader) kann man in den Grundeinstellungen festlegen (Strg+K, K), dass umrandete oder markierte Texte in das zugehörige Kommentarfeld kopiert werden. Mit Acrobat kann man so Textauszüge herstellen. (Im Kommentare-Fenster bei *> Optionen* mit der Funktion *Kommentare zusammenfassen*.)



Datei als Kommentar anhängen, ermöglicht das Einfügen einer extra Datei, z.B. eines gescannten Zeitungsausschnittes zum Thema.



Mit dem **Stempelwerkzeug** und der Auswahl **Bild aus der Zwischenablage als Stempel einfügen** können Bildinhalte eingefügt und anschließend mit einem zugehörigen Kommentar versehen werden.



Kommentieren und markieren-Werkzeugleiste

- Notiz
- Textbearbeitung
- Stempel-Werkzeug
- Hervorheben-Werkzeug
- Unterstreichen-Werkzeug
- Durchstreichen-Werkzeug
- Datei als Kommentar anhängen
- Audiokommentar aufzeichnen
- Legenden-Werkzeug
- Textfeld-Werkzeug
- Kommentarwolken-Werkzeug
- Pfeil-Werkzeug
- Linien-Werkzeug
- Rechteck-Werkzeug
- Kreis-Werkzeug
- Polygonlinien-Werkzeug
- Polygon-Werkzeug
- Bleistift-Werkzeug
- Radiergummi-Werkzeug
- Einblenden
- Kommentare senden
- Online-Verbindung wiederherstellen